

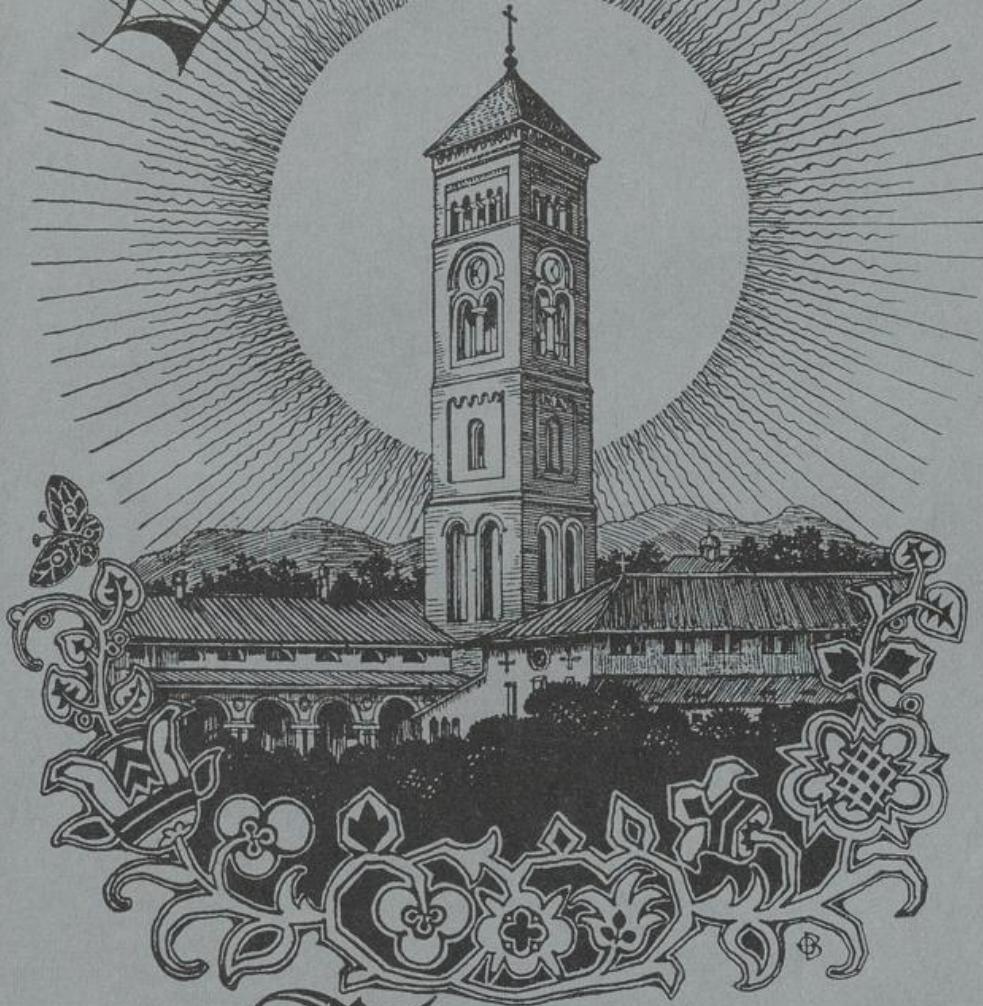


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1927

11 (1927)

Vergissmeinnicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 11

November 1927

45. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mt. 2
Oesterreich	
Saargebiet	Mt. 2 bezw. denselben Wert in Sch. od. Fr.
Luxemburg	
Schweiz	
Elsaß	bei EinzelSendung Mt. 2.50
Italien	bei wenigstens 5 Abonnenten Mt. 2.30
Tschechoslowakei	20 Mt. 2.15
Ungarn	" 40 Abonnenten Mt. 2.
Rumänien	" bezw. denselben Wert in Fr., Lire, Sc., Zl. etc
Polen	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3

Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8

Postcheckkonto Köln 1652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52 p

Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d., Steingasse 23 a

Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)

Postcheckkonto Luzern VII 187

Ordensnachrichten

Mariannhill: Im Sommer wurden wieder einige Missionare zu Priestern geweiht.

Prinz Georg von Bayern weilte im August als Guest in Mariannhill. Er las die heilige Messe (Schulmesse der kleinen Zulu). Er wird wohl nicht oft schwarze Ministrantenbüblein zum Diensten haben. —

Europa: Der hochwürdigste Herr Pater General superior weilte während des Sommers in Europa, um in Rom wichtige, die Kongregation betreffende Angelegenheiten zu regeln. Er besichtigte

die Häuser der deutschen Provinz und legte am 3. September den Grundstein zur Kapelle des neuerstehenden Priester-Missionsseminars in Würzburg. Es war eine einfache, würdige Feier. Möge das Werk wachsen, blühen und gedeihen und mögen von hier einst Scharen von Gläubensboten hinausziehen in die Heidenmission.

Der eigentliche Seminarbau macht gute Fortschritte, und wenn die taikräftige Unterstützung weiter Kreise unserer Freunde dem Werk weiter gut zu teil wird, dann wird das Haus nächstes Jahr bezogen werden können.

Hochwürdigster Herr Pater General

reiste im September wieder nach Mariannhill zurück. Wir hoffen, daß seine Reise glücklich ist.

Stand der Mitglieder der Mariannhiller Missionare am 1. Juli 1927. Professen der Gesellschaft mit zeitlichen und ewigen Gelübden:

68 Patres in der eigentlichen Mission, Südafrika; 2 in Amerika und 15 in Europa. Brüder 259, der größte Teil in der Mission, gegen 80 in den verschiedenen Ordenshäusern der Gesellschaft in Europa und Amerika.

Südafrikanisches: Im Juli wurde im Zululand der Zug durch zwei weiße Rhinocerosse (Nashörner) aufgehalten, welche über die Gleise gingen. Ein Schwarzer machte Jagd auf sie, fehlte aber beim Schießen und wurde von den Tieren verfolgt.

In Rhodesia hielten wiederholt Elefanten den Zug auf und brachten ihn zur Entgleisung. — Das sind doch wirklich ungehobelte Gesellen, diese Dickehäuter.

Aus Welt und Kirche

Die Zahl der Christen und Heiden in der Welt ist, wie die Gesamtzahl der Weltbevölkerung, nur schwer festzustellen. Der Benediktinerpater Don Maturinus glaubt, wie er in der Londoner katholischen Zeitschrift „The Universe“ schreibt, die Zahl der Erdbewohner nach sehr genauen Schätzungen mit 1816 Millionen angeben zu können. Von ihnen sind 684 Millionen Christen, 1132 Millionen Nichtchristen. Die Christen teilen sich in 330 Millionen Katholiken, 210 Millionen Protestanten, 144 Millionen Schismatiker. Unter den Nichtchristen zählt man 15 Millionen Israeliten, 235 Millionen Mohammedaner, 200 Millionen Buddhisten, 217 Millionen Hindus, 300 Millionen Konfuzianer und Taoisten, 25 Millionen Shintoisten, 140 Millionen Animisten und andere Heiden. Die vereinigte Zahl der nichtkatholischen Christen ist größer als die der Katholiken. Unter den Nichtchristen ist die Anzahl der Monotheisten größer als die der Polytheisten.

Das Wachstum der großen katholischen Verbände Frankreichs zeigt eine Aufstellung des Kammerabgeordneten Abbé Bergey, der neben General de Castelnau einer der Hauptführer der katholischen Aktion in Frankreich ist, in der Zeitschrift „Peuple de France.“ Nach zweijähriger Organisationstätigkeit in Frankreich umfaßt die „Fédération Nationale

Catholique“ (Kathol. Nationalverband) zweieinhalb Millionen Anhänger, die A. C. I. F. (Verband der katholischen Jugend Frankreichs) mehr als 120 000 und die „Ligue des Dames Francaises“ (Verband der französischen Frauen) weit über 900 000. Der katholische Frontkämpferverband (D. R. A. C.) erreicht bald 100 000 und die P. A. C. (Verband ehemaliger geistlicher Kriegsteilnehmer) zählt 12 400 Priester.

Das päpstliche Jahrbuch 1927 führt 65 Kardinäle auf, von denen 39 Italiener und 26 Ausländer sind. Ein Italiener, Kardinal Ranuzzi de Bianchi, ist inzwischen verstorben. Drei Kardinäle sind von Leo XIII., 22 von Pius X., 18 von Benedikt XV. und 22 von Pius XI. freiert. — Die Rubrik der Patriarchate enthält im ersten Teil das Patriarchat von Konstantinopel, im zweiten das halbäische Patriarchat von Babylon, das armenische Patriarchat von Sizien, das Patriarchat von Westindien, das Patriarchat von Ostindien, das Patriarchat von Lissabon und das von Bendig.

Es folgen die Erzbischöfs- und Bischofsstühle, die Titularerbistümer und die Titularbistümer, 1164 an der Zahl; ferner die Abteien und Prälaturen, unter denen sich auch Memel befindet, dann die Apostolischen Administratoren mit Tübingen und Innsbruck, 242 Apostolische Vikariate und 92 Apostolische Präfekturen.

Die Vertretungen des hl. Stuhles im Auslande zerfallen in solche mit und ohne diplomatischen Charakter. In Deutschland ist Msgr. Pacelli, Titularerzbischof von Gardes, sowohl als Apostolischer Nuntius beim Deutschen Reich wie bei Preußen beglaubigt. In Bayern ist der hl. Stuhl durch den Nuntius Msgr. Bassalo di Torregrossa, Titularerzbischof v. Emesa, vertreten. Von fremden Staaten sind durch Botschaften beim päpstlichen Stuhl vertreten: Belgien, Brasilien, Chile, Deutschland, Frankreich, Peru und Polen, durch Gesandtschaften: Argentinien, Bayern, Bolivia, Kolumbien, Costa Rica, Großbritannien, Haiti, Jugoslawien, Monaco, Nicaragua, Österreich, Portugal, Preußen, Rumänien, San Marino, Tschechoslowakei, Ungarn und Venezuela. Ein überaus reichhaltiges Bild bietet wie stets die Abteilung der Ordensleute und der römischen Kurie. Der ganze Band, der durch verschiedene Nachschlageregister übersichtlich geordnet ist, umfaßt 949 Seiten.

Katholische Jugend und Priesterberufe in Italien. Die Zahl der aus der katho-

lischen Jugend Italiens hervorgegangenen Priesterberufe ist, laut einem Bericht des „Osservatore Romano“ vom 21. 7. 1927, in allen Provinzen Italiens außerordentlich groß. Nach den statistischen Daten des Generalpräses der katholischen Jugend, Msgr. Sardinis, belief sie sich für die letzten 5 Jahre in den Abruzzen auf 19, in Benevent auf 10, im Kalabrien auf 50, in der Campagne auf 44, in der Emilia auf 51, in Latium auf 103, in Ligurien auf 16, in der Lombardei auf 980, in den Marken auf 48, in Piemont auf 93, in Apulien auf 22, in Sizilien auf 136, in Sardinien auf 31, in Salernitano auf 39, in der Romagna auf 39, in Umbrien auf 11, in Toscana auf 156, in Venetien auf 315. Die Gesamtzahl der aus der katholischen Jugend hervorgegangenen Priester beträgt somit in den letzten 5 Jahren 2164, von denen sich 919 dem Ordens- und 1245 dem Weltklerus zuwenden. Unter 15 Jahren waren alt 517 Jugendliche, im Alter zwischen 15 und 21 Jahren 418, über 21 Jahre 158, für den Rest von 1071 wurde kein Alter angegeben. Diejenigen, die sich religiösen Orden zuwandten, hatten hauptsächlich die Missionssgesellschaften im Auge.

Der Stand des Priesternachwuchses in Österreich. Anlässlich der diesjährigen Priesterweihen vom 17. Juli gab das „Wiener Kirchenblatt“ folgenden Überblick. Die Erzdiözese Wien verzeichnet 31 Neupriester, von denen 8 aus Bauernfamilien hervorgingen, während die Mehrzahl der übrigen dem Stande der Arbeiter und unteren Beamten entstammt. Die Erzdiözese Salzburg hatte 4 Neupriester, die Diözese Gurk (Klagenfurt) 17 Neupriester, davon 3 Angehörige des Kapuzinerordens. Die letztere Diözese hat sehr schwachen einheimischen Priesternachwuchs, sodass die Mehrzahl ihrer Priester aus Deutschland kommt. Die einheimischen Geistlichen sind fast alle Sprößlinge des Kleinbauern- und Unterbeamtenstandes; die vermögenden Kreise des Bürger- und Bauernstandes, sowie die Intelligenz versagen fast völlig. Die Diözese Brixen erhielt 5 Neupriester, die apostolische Administratur für Tirol und Vorarlberg 8, die apostolische Administratur Feldkirch 8, die Diözese Seckau (Graz) 20 Neupriester. Im Vergleich zu früheren Jahren wurden in Seckau verhältnismäßig wenig Priester geweiht, da es bisher nicht möglich war, die durch Todesfälle und Pensionierung im Klerus geschaffenen Lücken auszufüllen. Gegen 80 bis 100 Alumnen in den Vor-

kriegsjahren sind gegenwärtig im Geflauer Priesterhaus nur etwa 70. Der weitauß größte Teil der Neugeweihten stammt nach wie vor aus dem Bauernstande; aus Graz sind nur 4 Theologen, die übrigen sind aus kleineren Städten und Märkten, meist aus den wenig besitzteten Kreisen kommend. Die Diözese Linz verzeichnet 9 Neupriester. Aus dem Bauernstande Oberösterreichs stammt nur ein einziger, alle übrigen sind aus Kreisen des Arbeiter- und Gewerbe-, sowie des mittelbürgerlichen Standes hervorgegangen. Die Diözese St. Pölten erhielt 6 Neupriester. Vom Kriege her ist dort noch ein starker Mangel im Priesternachwuchs zu bemerken, der sich besonders im nächsten Jahr zeigen wird, da 1928 infolge des neueingeführten fünfjährigen Theologenstudiums keine Weihen stattfinden. Im St. Pöltner Alumnat stammen 18 Theologen aus dem Bauernstand, 9 aus dem Mittelstand, 8 aus dem Handwerker- und 7 aus dem Arbeiterstand.

Der Katholizismus in Schottland. Eine 14tägige Mission in der Kathedrale von Aberdeen in Schottland, wo bekanntlich die Wiedereroberung des im 16. Jahrhundert verlorenen Gebietes nur langsam Fortschritte macht, hat Erfolge gezeigt, die die Missionare selbst in Erstaunen versetzte. Allabendlich füllte eine dichtgedrängte Masse die Kathedrale. Zahlreiche Protestanten mischten sich unter die Gläubigen. Die Lokalpresse, die sich lebhaft für diese Mission interessierte, brachte Auszüge aus den Predigten, zitierte Fragen und Antworten. Im Anschluß an die Mission bildete sich ein Unterrichtskurs, durch den viele eine vervollständigende Belehrung über den Katholizismus erhielten. Seit langem hat die katholische Kirche in Schottland keinen derartigen Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Über die religiöse Renaissance in Portugal berichtet ein Korrespondent der „Katholic Historical Review“ (Washington). Er schildert sie als ein Wunder, eine Massenkonversion. Eine Verheißung für sämtliche um ihres Glaubens willen verfolgten Katholiken aller Nationen bedeute der fürzlich in Lissabon tagende Plenarrat, der, präsidiert von dem päpstlichen Delegaten Dr. Mendes de Belo, einem der ersten Opfer vergangener religiöser Verfolgungen, sämtliche Bischöfe Portugals, der angrenzenden und überseeischen Inseln mit den Kabinettsmitgliedern vereinte, denselben Vertretern derselben Regierung, die gleichzeitig mit der Ermordung König

Hergisheim nicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 11

November 1927

45. Jahrgang

Allerseelen

Allerseelen, Tag der Trauer,
Tag der Tränen, Tag der Schmerzen,
An dem Grabe teurer Toten
Knie'n wir mit betrübtem Herzen.

Knie'n wir — und die letzten Blumen,
Die der Herbst uns noch gelassen,
Bringen wir zur Totenstätte
Um sie liebend zu umfassen.

Einsam wölbt sich hier der Hügel
Über manch' geliebtes Leben,
Dem wir sonst ja nichts als Blumen
Nichts als Tränen können geben.

Nichts als Blumen und als Tränen
Die als Opfer sich vermählen
Mit manch' stillem „Vater unser“
Für die Ruhe ihrer Seelen.

Und wir schließen mit der Bitte,
Die als Trost uns ist beschieden:
„Herr des Lebens und des Todes,
Läß sie ruh'n in Deinem Frieden.“

Läß sie ruh'n! am Tag der Trauer
Wo wir rings die Gräber schauen,
Kann nur das uns Trost gewähren:
Daz wir hoffen und vertrauen!

Von Pater Dom. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

Ungefähr in der Mitte desselben Jahres 1837 zog auch Dingana gegen Mzilikazi zu Felde. Seit der Ermordung Tschakas hatte die Zuluarmee infolge fortwährender Untätigkeit bereits viel von ihrer früheren Energie und Begeisterung verloren. Sie kehrten zwar als Sieger zurück, obgleich ihre Rückkehr im August unter fast vollständiger Vernichtung eines ihrer Regimenter kaum als ein Triumph anzusprechen war. Sie hatten aber noch eine ungewöhnlich große Anzahl von Vieh erbeutet, einschließlich jener Tiere, welche die Matabele vorher den Buren gestohlen hatten. Die Matabele aber sammelten sich wieder und nahmen den Zulus wieder eine große Anzahl der Tiere ab. Hier war es, wo die Zulus das erste Mal mit dem verhältnismäßig riesigen, langgehörnten Afrikaner-Vieh zusammentrafen, über das so übertriebene Geschichten im Umlauf waren. Diese Viehrasse wurde dann die Lieblingsrasse Dinganas. Dingana war so stolz über diesen ersten und einzigen Sieg von einiger Wichtigkeit, daß er nicht umhin konnte, einen Boten an den Abenteurer Hauptmann Gardiner, der damals der britischen Niederlassung in Port Natal vorstand, abzusenden mit der stolzen Meldung: „Ich habe alle Leute des Mzilikazi getötet und dessen Vieh erbeutet.“

Dieser Bericht war jedoch verfrüht, denn nur zwei Monate später zog eine 330 Mann starke Burenabteilung unter Potgieter und Uys gegen sie. Da aber die Matabele durch ihre kürzlich erlittene Niederlage sehr geschwächt waren, so wurden sie leicht in die Flucht geschlagen.

Sie sahen nun ein, daß für sie zwischen Zulus und Buren in Transvaal kein sicherer Boden sei. Sie beschlossen daher fortzuziehen jenseits des Limpopo. Auf dem Marsche dahin zerstreuten und vernichteten sie die friedlichen Kalangas und Mzilikazi ließ sich endlich ungefähr auf halbem Wege zwischen den Flüssen Limpopo und Zambezi nieder. Dort baute er einen Kraal und nannte ihn nach demjenigen Orte, von wo er einst im Zululand ausgezogen war: kwa Bulawayo (der Platz desjenigen, der getötet wurde). Die umliegenden Stämme brachte er bald in Botmäßigkeit. So wurde die mächtige Matabele-Nation aufgebaut, die bis zum Untergang Nombengulas, des Sohnes Mzilikazis, blühte.

Matabele ist kein Zulurname. Dies Wort ist aus der Sutosprache. Le-Tembele (Plural ma-Tebele): ein Kaffer, d. h. ein Mitglied irgend eines benachbarten Stammes, das nicht dieselbe Sprache hatte wie die ba-Suto, noch auch zu derselben ethnologischen Gruppe gehörte wie diese. Ursprünglich wurde dieser Name von den Basutos auf die herumplündernden Landstreicher aus dem Zululand angewendet, um die Verachtung gegen dieselben auszudrücken. Unter den heutigen Matabele findet

man kaum einen Tropfen reinen Zulublutes. Ebenso wenig rein ist ihre Sprache erhalten geblieben und jetzt im Zululand unbekannt.

XI. Soshangane, der Begründer der Gasa-Nation.

Die Zulukaffer-Rasse scheint also die Kampffsphäre des Bantuschlechtes zu sein. Jene friedliche Zeiten von einst in den Tagen Senzangakonas waren nur eine vorübergehende Stille in dem zu Angriff und Plünderei reizbaren Zulugeiste. Da aber nun einmal das helle Feuer von Dingiswaho angefacht und von Tschaka zu einem riesigen Brände geschürt war, so gab es keine fernere Möglichkeit mehr, den natürlichen Antrieb des Volkes in Schach zu halten. Einer nach dem andern dieser wilden Geister der Rasse führten aufgeregte Massen hinweg nach dem Norden, Westen und Süden, um den Frieden zu stören, indem sie unter Raub und Blut lärmende Feste feierten. Wir haben schon von Matiwana mit seinen ama Ngwana und von Mzilikazi mit seinen ma Tebele berichtet. Doch es gibt noch zwei andere Banden von Freibeutern, die aus dem Zululand herausstürmten — die Anhänger des Soshangane (später in seiner neuen Heimat besser als Manukuza bekannt), Sohn des Sigode, jüngerer Sohn Langas, des Händlings der Ndwandwe oder Nyumalo-Stammes (und deshalb Neffe des Zwide, Enkel und Nachfolger Langas). Ferner die Anhänger Ngabas oder Uzangandabas, Sohn des Mbekwane, eines Führers im Kumalo-Stamm. Die Namen dieser Männer werden in der zukünftigen Geschichte fast eines jeden östlichen Bantu-Stammes bis zum Victoria Nyanza schreckliche Erinnerungen wachrufen. Diese behaupteten so ihren kriegerischen Ruf, daß nicht einmal Stanley den Kontinent bis zum Äquator durchqueren konnte, ohne in unangenehmster Weise darauf aufmerksam geworden zu sein, daß es in Aquatorial-Afrika keine wildere Rasse gab als die Mafitte oder Watuta, wie die aba Nguni, Wanderer genannt. Sicherlich muß irgend ein afrikanischer Ismael ihr Vater sein; denn sie erheben gegen jedermann ihre Hand und es scheint auch, jedermann erhebt seine Hand gegen dieselben. Einen einsamen Mtuta zu töten halten die Araber für verdienstlicher und notwendiger als eine Schlange zu erlegen.

Um sich gegen diese schwarzen Freibeuter zu schützen, muß der Reisende, der an ihren Schlupfwinkeln vorbezieht, seine ganze Geschicklichkeit, fühlreiche Überlegenheit und Klugheit anwenden. Diese gehörten zu dem Teil der Flüchtlinge, welche mit dem Namen aba Nguni belegt wurden und die später die aba Nguni Zentralafrikas wurden.

Herrliche NATUREN dieser Art konnten nicht lange in Frieden zusammen sitzen. Der unvermeidliche Streit entstand bald und Manukuza, der stärkere Häuptling trieb seinen Bruder Mhlabawadabuka aus seiner Nachbarschaft, der samt dem größten Teil der kürzlich angekommenen Abteilung unter Uzwangendaba weiter nach dem Norden marschierte, begleitet von einem beträchtlichen Anhang aus seinem eigenen Volke.

Er ließ Manukuza im alleinigen Besitz einer andern großen Abteilung südlich des Sabiflusses.

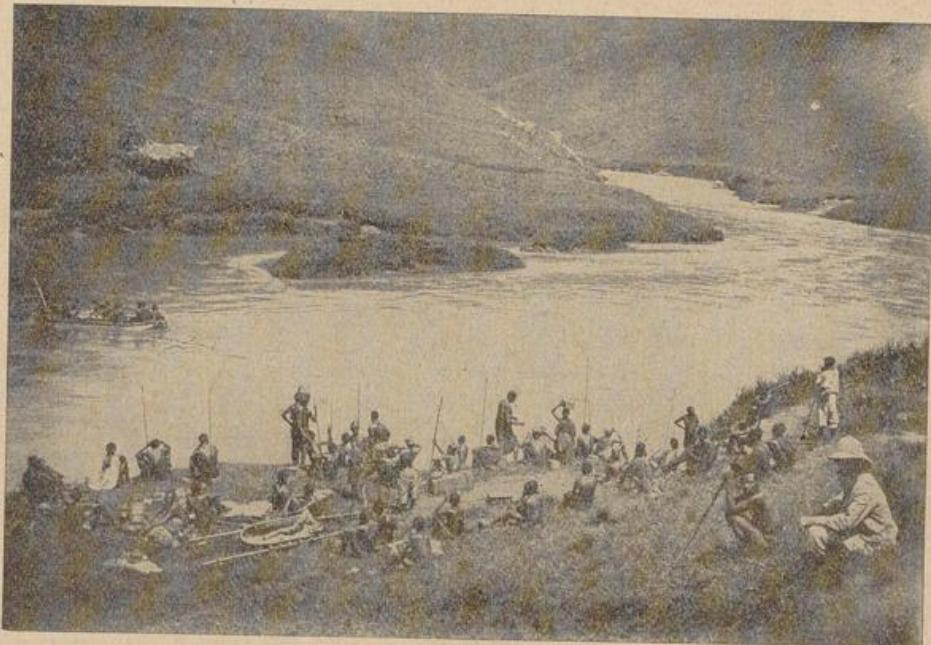
Der Historiker Theal schreibt: „Am 22. Oktober 1833 erschien eine starke Abteilung Krieger des Gaza-Stammes vor dem Fort am Espírito Santo (wie die Mündung verschiedener Flüsse, die bei Lorenzo Marques in das Meer münden, genannt wurden.) Sie waren mit keiner anderen Waffe als dem kurzen Assegai versehen und so war es ihnen unmöglich, in das Fort einzudringen. Da aber in der folgenden Nacht der Kommandant Dionysio Antonio Ribeiro eine günstige Gelegenheit zur Flucht entdeckte, so gab er den Platz auf und zog sich mit seinen Leuten auf die Insel Shefina zurück, die nahe an der Küste liegt. Am folgenden Morgen zerstörten die aba Gasa das Fort, verfolgten die Portugiesen bis auf die Insel und nahmen alle gefangen. Die Gefangenen wurden zu ihrer zerstörten Behausung zurückgebracht und dort alle getötet. Der Kommandant von Inhambane war so unbesonnen und unterstützte einen befreundeten Stamm gegen Manukuza. Die Folge dieser Einmischung war die Plünderung des Dorfes am 3. November 1834. Der Kommandant und alle Einwohner wurden niedergemehelt und nur etwa 10 Personen gelang es, zu entfliehen.“

Im Jahre 1836 sammelte der Militärfkommandant von Sosala, Jose Marques da Costa alle befreundeten Stämme der Nachbarschaft und wagte es mit diesen seinen Neibern, dem Feinde ein Treffen zu liefern mit dem Erfolg, daß alle untergingen. Wenn die Gasa mit der portugiesischen Militärmacht ein so leichtes Spiel hatten, was für ein Schicksal konnten dann die armen, hilflosen Schwarzen erwarten? Länger als ein Vierteljahrhundert, besonders im Jahre 1852—53 wurden die Bantu-Stämme gebrandschatzt und zum Teil vernichtet. Gegen Ende der fünfziger Jahre kämpfte der gefürchtete Manukuza seinen letzten Kampf und verlor das Leben. Vor seinem Tode jedoch hatte er bereits einen seiner Söhne, namens Mzila, aus dem Lande verwiesen, der dann in das Innere nach dem Transvaalgebiet floh; ein anderer Sohn, Mawewa, folgte ihm jetzt in der höchsten Machtstellung nach. Dieser Häuptling war bald der Schrecken der kleinen portugiesischen Garnisonen. Als deshalb sein Bruder Mzila am 1. Dezember 1861 sich an den Kommandanten der Garnison am Espírito Santo um Hilfe gegen seinen Bruder wandte und sich als Portugals grösster Freund ausgab, so lieh ihm der Kommandant gerne alle mögliche Hilfe in Gewehren und Munition. Nach halbjährigem Kampf war Mawewa vollständig besiegt und Mzila wurde statt seiner König. Er regierte über das ganze Land zwischen dem Sambesi und Manisa, nördlich der Delagoabucht. Zuletzt wurde auch Mzila zu seinen Vätern abberufen und sein Sohn Ngungunhana wurde in rechtmässiger Weise sein Nachfolger. Da er aber etwas geräuschvoll wurde, entsetzten ihn die Portugiesen im Jahre 1895 seiner Königsherrschaft. Das ganze Land Manukuzas oder Ngungunhanas ist den heu-

tigen Zulus nur dunkel bekannt als kwa 'Gasa oder Gasaland bekannt, die Heimat der Shanganas.

Ihre Väter kannten es jedoch besser; denn wie Flynn berichtet, wurde die Armee Tschakas dreimal ausgesandt um den Kopf Soshanganas heimzubringen. Sie drangen sogar bis nach Inhambane vor, aber alles, was sie jemals zurückbrachten, war nicht mehr als die Hälfte ihrer Leute, die vollständig abgezerrt waren und die Myriaden bösartiger Malaria-Bazillen, denen sie daheim erlagen.

Mhlabawadabufa, der mit Manufazi in Streit geraten war, zog mit



Überschreiten eines afrikanischen Flusses

einer später eintreffenden Schar Flüchtlinge aus, um sich weiter im Norden ein neues unabhängiges Reich zu schaffen. Wie weit diese beiden unabhängigen Parteien in Gemeinschaft wanderten, wissen wir nicht; doch weit kamen sie nicht; denn schon nach kurzer Zeit war eine neue Spaltung unter ihnen eingetreten und am Sabifluß trennten sich die später Angekommenen von ihren Kameraden und zogen unter ihrem ursprünglichen Häuptling Uzwangendabo noch weiter gegen Norden, indem sich auf dem Marsche Teile von ihnen ablösten, so am oberen Sabifluß und am unteren Sambesi. Diese Horde von Zuluflüchtlingen wurde durch das ganze östliche Gebiet Zentralafrikas allgemein unter dem Namen aba Ngoni, a Ngoni, awa Ngoni bekannt, ebenso aber auch unter ganz neuen Namen, wie ma Zitu, ma Viti, wa Tuta und andere, je nachdem sie von dem einen Land in das andere zogen. Sie überschrit-

ten den Sambesi bei Zumbo, wahrscheinlich im November 1835, denn zur Zeit ihres Überganges war eine Sonnenfinsternis.

Sie richteten ihren Lauf gerade gen Norden und erkämpften sich den Durchgang, bis sie den Tshambezeßfluß überschritten, wo er in den Bangweolo fließt und nachdem sie um die südöstliche Ecke des Tanganika-sees herumgegangen, betraten sie das Tipaland.

Nachdem nun diese aba Ngoni oder ma Viti, wie sie hier im Tipaland genannt wurden, einen Fleck Erde erreicht hatten, der ungefähr 1200 Meilen von ihrer alten Heimat im Zululand entfernt war, glaubten sie eine genügend lange Reise für eine Jahreszeit gemacht zu haben. Wie es sich gehörte, wurden natürlich zuerst die Jeri-Leute, welche sie im Lande vorfanden, zu Sklaven gemacht und dann siedelten sie sich dort an. Sie vergnügten sich damit, periodenweise Übersfälle in die benachbarten Gebiete zu machen, doch nicht immer zu ihrem eigenen Vorteil. An ihrer östlichen Grenze lebte der große wa Rosi- oder wa Sango-Stamm, der einen beneidenswerten Reichtum an Vieh aufwies. Nach einem kleinen Feldzug, der mehrere Monate dauerte, fanden unsere ma Viti ihren Feind zu stark für sie und zogen sich in das innere Tipaland zurück, doch nicht ohne eine große Anzahl ihrer Brüder als Tote im Rovilande zurückzulassen. Zudem wurden sie auch noch durch Abtrennung eines beträchtlichen Teiles ihrer Anhänger geschwächt, die von ihnen fortzogen, den Heshestamm bildeten und sich am oberen Ruahafluß, östlich von den Rovis und südlich der Gogos niederließen.

Es ist in der Tat erstaunlich, wie ansteckend das kampflustige Temperament wirkt; wenn solche Heißsporne die erforderlichen Bedingungen zum Kampfe vorfinden. Es ist beinahe sicher, daß jeder Bantu-Stamm, der mit diesen umherstreifenden Plünderern zusammengeriet oder vertrieben wurde, sich selbst wieder gezwungen sah, mit Waffengewalt eine andere Heimat sich zu suchen. Dadurch entwidelte sich bei diesen eine Lebensweise und Charakter so ähnlich ihren ursprünglichen Eroberern, daß sie von diesen nicht mehr unterschieden werden konnten. So kommt es, daß wir heutigen Tages Zentralafrika mit unechten Zulus angefüllt finden und ein Stamm nach dem andern behauptet, von den Zulus abzustammen.
(Fortsetzung folgt.)

Von Pater Burkhardt Helmstetter, R. M. M.

Gott will, daß alle Menschen selig werden

Als vor Jahren die Grippe im Lande herrschte, wurde ich eines Abends wie schon oft, zu einem Kranken gerufen. Eine Frau, die öfters in unsere Kirche gekommen war, aber noch keinen christlichen Unterricht erhalten hatte, ließ mich bitten, zu kommen, damit ich sie tauße. Ich fand bei meiner Ankunft dort die Frau in einem verhältnismäßig gutem

Zustand und hatte darum meine großen Bedenken, ob ich sie gleich tau-
fen sollte. Ich gab ihr einigen Unterricht und beauftragte dann noch
einige katholische Mädchen, ihr weiter Unterricht zu geben. Ich sagte
ihr noch, daß ich am nächsten Tag wieder kommen wolle. Daraufhin
wandte ich mich von der kranken Frau weg und redete mit den Haus-
bewohnern. Dabei stellte ich auch eine Frage an die kranke Frau, be-
kam aber keine Antwort. Ich schaue um und siehe, die Frau war be-
wußtlos. Ich taufte sie gleich. Bei meinem Weggang sagte ich den
christlichen Mädchen, wenn die Frau nochmals zu sich kommen sollte,
möchten sie mit ihr beten und Reue und Leid erwecken. Es war schon
dunkel, als ich nach Hause ritt. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß die
Frau kaum 10 Minuten nach meinem Weggang gestorben war. Ich
dachte mir, es ist wunderbar, wie Gottes Gnade die Menschen mitten
aus dem Heidentum heraus zum Heile führt und wie er sich dabei des
Missionars als armseliges Werkzeug bedient. Welch ein Trost ist es
in solcher Stunde, eine Seele für den Himmel gerettet zu haben. —
Von der Missionsstation Himmelberg wurde ich zur Zeit der großen
Grippe viel zu Kranken gerufen. Von früh bis abends saß ich auf dem
Pferd, um all die vielen Kranken und Sterbenden zu besuchen. Als ich
von einer solchen Tour eines Tages spät abends nach Hause ritt, fragte
mirch ein vorbereitender weißer Farmer, ob ich in einem gewissen Kraal
schon gewesen sei. Er sagte, daß der Aufseher auf seiner Farm einen
schwerkranken Sohn habe. Ich ritt sogleich hin bei strömendem Regen.
Da fand ich wirklich den schwerkranken jungen Mann im Alter von 20
Jahren. Er war noch Heide, war noch nie zur Kirche gekommen und
hatte auch keinen christlichen Unterricht gehabt. In demselben Hause
aber waren schon ziemlich viel Katholiken. Ich hatte früher einmal in
diesem Hause 8 Kranke getauft, von denen 5 nachher starben. Mit dem
kranken jungen Mann konnte ich nun leider nichts machen, da er voll-
ständig bewußtlos dalag. Ich fragte die Umstehenden, ob der Kranke
den Wunsch geäußert hätte, getauft zu werden oder sonst ein Zeichen
der Bekhrung gegeben hätte. Niemand wußte etwas. Eine innere
Stimme trieb mich aber doch an, nichts unversucht zu lassen, um die
Seele dieses armen Menschen zu retten. Ich dachte, daß der Kranke
vielleicht innerlich doch noch bei Bewußtsein sei, wenn auch äußerlich
keinerlei solche Anzeichen vorhanden waren. Ich setzte mich nun zu dem
Kranken hin und unterrichtete ihn in der hl. Religion, betete ihm vor
und erwedkte Alte der Reue. Lange Zeit saß ich so bei ihm; da auf
einmal schlägt er die Augen auf und sagt zu mir: „Vater.“ Nun fragte
ich ihn, ob er getauft werden wolle, worauf er sogleich ja sagte. Ich gab
ihm noch einen kurzen Unterricht und taufte ihn dann, worauf er sofort
wieder bewußtlos wurde. Ungefähr 20 Minuten war er bei Bewußtsein
gewesen. 2 Stunden später starb er.

Vergesst die Verstorbenen nicht!

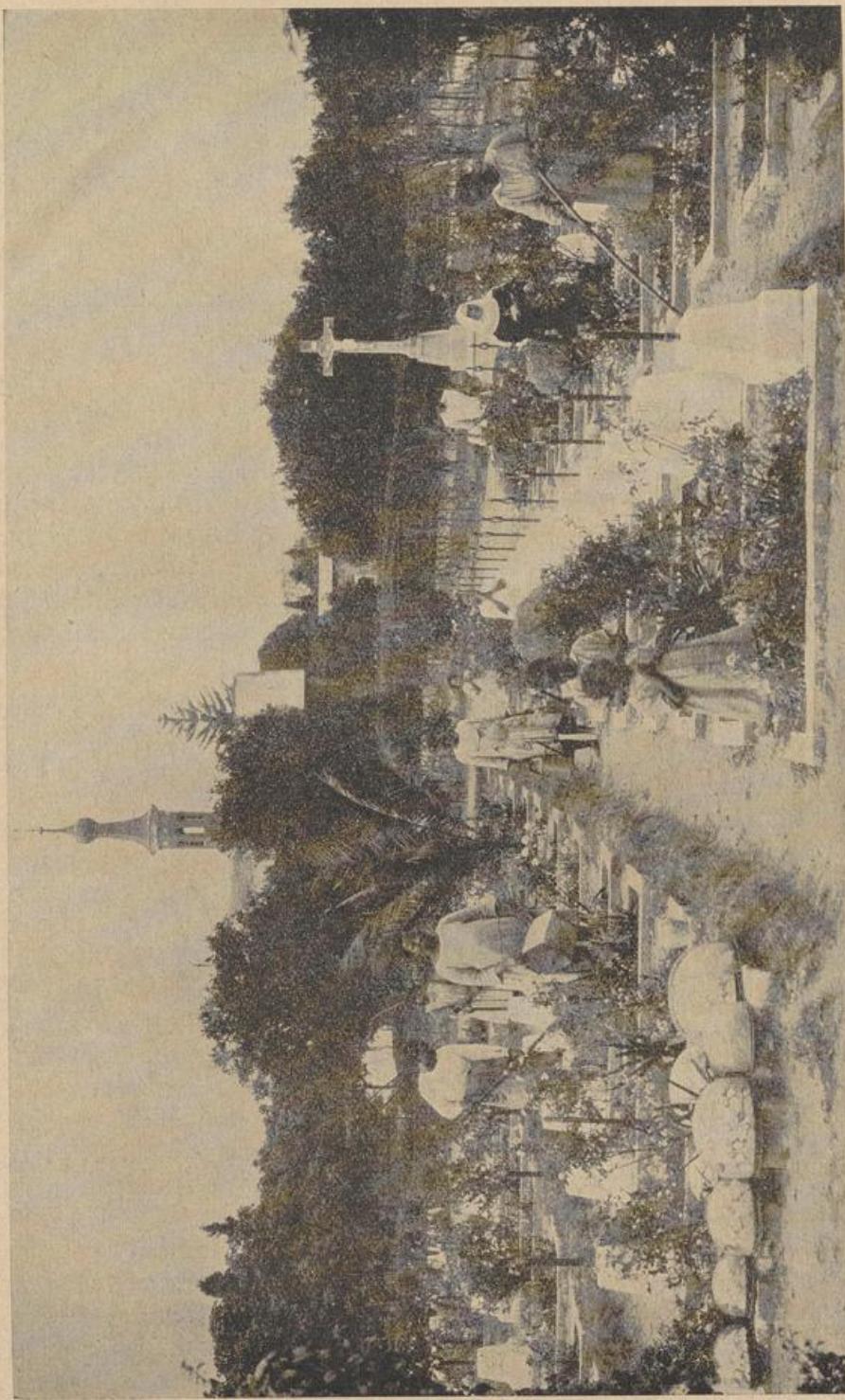
Jeder weiß, daß es ein Fegefeuer gibt und daß man im Fegefeuer leidet, aber nicht jeder denkt daran für diejenigen, die im Fegefeuer leiden, zu beten. Und doch ist das Gebet, das wir für die armen leidenden Seelen zum Himmel empor senden, auch für uns nicht verloren. Die Nächstenliebe, die wir den armen Seelen erweisen, gibt dreifachen Lohn.

Lohn für die Vergangenheit. Blicken wir zurück über unser vergangenes Leben. Wie manche Stunde, manchen Tag, wie manche Woche, ja vielleicht manches Jahr gewahrst du da, die hingeschwunden sind, ohne von der Gnade Gottes befruchtet zu sein! Und da sie Gott dem Herrn geraubt waren, eine wie lange Reihe von Sünden bilden sie nicht! Gewiß, die priesterliche Losprechung hat die Sündenmakel von deiner Seele entfernt; aber bleibt denn gar nichts mehr übrig? Hast du nicht die Pflicht der Buße für große Schuld? Das Gewissen sagt, daß es eine Leere ist, die niemals mit meinen Tränen den Abgrund füllen können der nur mit überirdischer Hilfe überbrückt werden kann und diese Hilfe muß ich mir durch meine Fürbitten verdienen.

Lohn für die Gegenwart. Glaubst du wohl, lieber Leser, daß jene Seelen, wenn sie in des Himmels Herrlichkeit Eintritt erlangen, je vergessen werden, daß sie dir ihr Glück verdanken? Der Himmel ist ja die Heimat der Dankbarkeit; und so werden die Seelen, welche du aus den Flammen des Fegefeuers befreist, deiner so lange gedenken, bis auch du mit ihnen in der ewigen Glorie vereinigt bist. Beten wir darum für die Toten; denn wenn sie im Himmel sind, so beten sie für uns. Auch wird vielfach von den Theologen angenommen und im gläubigen Volke handelt man dieser Annahme entsprechend, daß die armen Seelen, die nichts für sich tun können, im Jenseits uns Menschen auf der Erde vielfach nützen können.

Lohn für die Zukunft. Welche Hilfe, welchen Trost im Unglück, welchen Beistand in den Gefahren, welche Beruhigung in dem Augenblick des Todes gewähren uns die guten Werke, die wir in unserem Leben verrichteten. Wenn wir alsdann durch jenen Ort der Läuterung und Reinigung hindurchgehen müssen, um in den Himmel zu gelangen, wie freudig werden wir uns dessen erinnern, was wir für unsere Verstorbenen getan haben! Vergessen wir das Wort unseres göttlichen Heilandes nicht: „Mit demselben Maße, mit dem ihr ausmesset, wird euch wieder zugemessen werden.“ Ja, suchen wir Trost in dieser doppelten Hoffnung, sowohl unsere Toten als uns selbst zu retten.

Arme Mutter, die du den kalten Marmor, der die Gebeine deiner Kinder birgt, in deine Arme schließt; armer Greis, dem der Tod die Familiensütze raubte, erhebet eure Augen nach oben! Sehet ihr dort jene



Schwesternfriedhof in Marienau

Krone! Sie ist für eure Lieben bestimmt und bei euch steht es ihnen zu, deren Erreichung zu verhelfen.

Gebet Almosen für eure Verstorbenen, das Almosen eurer Leiden und guten Werke und dann das beste Almosen: betet! So werdet ihr einen Altar errichten, auf welchem ihr selber als Opfer ruht und das Blut, das fließt, dieses Herzblut — die bitteren Tränen des Schmerzes, werden den Abgeschiedenen Linderung und Hilfe und euch Glück und Frieden bringen.

Von Pater Albert Schweiger, R. M. M.

Primizfeier in Keilands

Ist denn so etwas überhaupt möglich — eine Primizfeier in Keilands? In Keilands, diesem einsamen, weltverlassenen Fleckchen Erde; in Keilands, das über 30 Meilen von der nächsten Bahnhofstation in den romantischen Bergen des zeitweise wildlosenden Keiflusses liegt; in Keilands, das durch seine große Trockenheit, durch seine häufigen Missernten, seine Dörner und kahlen Felswände, seine Buschmannshöhlen mit Malereien und Steinimplementen berühmt ist; in Keilands, das zwar reich ist an ethnographischen und historischen Funden, das aber jenen, die dort zu missionieren haben, kaum genügend bietet für den Kampf ums Dasein. Und doch hat der liebe Gott dieser einsamen, schwierigen Missionsstation mit ihrem Rektor, der schon 19 Jahre lang die Last und Hitze derselben trägt, mit seinen getreuen Mithelferinnen dabei, den sechs Dominikanerinnen von King Williams Town und seinen etwa 600 schwarzen Katholiken die große Gnade und Freude einer Primizfeier zuteil werden lassen.

Am 29. Juni empfing P. Josef Vogel in der Kathedrale zu Mariannhill vom Hochw. Herrn Bischof Adalbero Fleischer mit seinem Konfrater P. Jos. Grüter die hl. Priesterweihe. Der Postdampfer brachte ihn von Durban nach East London, wo P. Petrus Platten, S. C. J. und ich ihn am 1. Juli erwarteten. P. J. Radl, P. S. M. aus der Maria-Hilf-Mission, traf mit uns auf der Bahnhofstation Dohne zusammen. In aller Frühe wurden dort am Samstag die Rossse gesattelt, galt es doch, in einem 8stündigen Ritte unsere Missionsstation zu erreichen. Munter ging es der neuen Heimat, dem neuen Arbeitsfelde zu.

Gegen 1 Uhr mittags, als wir gerade auf römisch-katholischem Grund und Boden uns befanden — denn wir hatten bereits unsere Missionsfarm betreten — erwartete den Neugeweihten eine freudige Überraschung. Die schwarzen Katholiken der Missionsstation und des Transkeis hatten es sich nicht nehmen lassen, dem neuen Gesandten des Herrn einige Meilen entgegenzueilen. Eine Abteilung Reiter mit bunt gezier-

ten Rossen und flatternden Fahnen sprengte zur Begrüßung heran. Weißgekleidete schwarze Mädchen mit Kränzen auf dem Kopfe überreichten ihm Blumensträuße und begrüßten ihn mit einem munteren Liede, dasselbe mit Händeklatschen und tanzenden Bewegungen begleitend. Nachdem ich in einigen wenigen Wörtern unsren Eingeborenen den neugeweihten Priester vorgestellt und ihm Gottes reichsten Segen für sein künftiges Arbeiten am Heile dieser Seelen gewünscht hatte, ergriff unser Bürgermeister das Wort und begrüßte in zündender und herzlicher Rede im Namen aller Katholiken von Keilands den jungen Priester. Dieser dankte allen in einer kurzen Ansprache auf Zulu, und im flotten Trabe und unter dem Singen und Jauchzen und Händeklatschen und unter mächtigen Staubwolken ging es dem Missionskirchlein zu. Vor demselben fanden wir einen prächtigen Triumphbogen, von Br. Sabin und seinen schwarzen Arbeitern errichtet. Überall merkte man Spuren festlichen Schmuckes. Man konnte das arme Keilands fast nicht mehr kennen. — Nach einer kurzen Dankesagung und einem stärenden Imbiß zog sich dann alles zur wohlverdienten Ruhe zurück.

Sonntags herrschte schon in aller Frühe reges Leben auf der Missionsstation. Von nah und ferne waren die braven Gläubigen herbeigeeilt, um an diesem denkwürdigen Feste teilzunehmen.

Gegen 10 Uhr zog man vom Missionskirchlein in Prozession hinauf zur Wohnung des neugeweihten Priesters. Das kleine Primizbräutchen mit einer Schar weißgekleideter Mädchen, denen etwa 25 Jungfrauen der Marianischen Kongregation in ihren himmelblauen Mänteln und Band und Medaille folgten, eröffneten den Zug. Kranz, Schleier und weißes Kleid des Primizbräutchens waren ein Geschenk der Schwester des Primizianten aus der Schweiz. Singend, tanzend und händeklatschend folgten die anderen Kinder nach. Viele der beteiligten Männer hatten breite Bänder um ihren Körper. Bunte Fähnchen, hauptsächlich in den päpstlichen, bischöflichen, aber auch deutschen und bayrischen Farben waren an allen Ecken zu sehen. Die Kirchenfahnen und Fähnchen waren bei der Prozession. Am Triumphbogen beim Priesterhaus war die Inschrift in lateinisch angebracht: „O wie schön sind die Füße derer, welche den Frieden verkünden, die Füße derer, welche das Gute predigen!“ (Diese Worte wurden auch in Xosa vom Chor mit Harmoniumbegleitung beim Einzug in die Kirche im feierlichen Psalmton gesungen).

Um Wohnzimmer angekommen, segnete ich den jungen Priester mit Weihwasser und überreichte ihm Rochett und Stola. Die Präsidentin der Marienkinder überreichte ihm das Birett, welches mit einem Kränzchen zierlich geschmückt war. In festlichem Zuge begleiteten alle den Neugeweihten unter Glockengeläute und singend und jubelnd und händeklatschend zur Kirche, die in ein Meer von Grün und Guirlanden getaucht war. Das feierliche Levitenamt begann nach Anrufung des hl.

Geistes. P. Racll war Diacon, P. Platten Subdiacon, ich machte im Rauchmantel den assistierenden Priester und sagte alle Worte der hl. Messe mit Auslassung der Konsekration mit dem Neupriester mit. Nach dem Evangelium bestieg ich als Primizprediger die Kanzel und sprach in Rosa zu meinen lieben schwarzen Kindern von der Würde und der Erhabenheit und dem Segen des katholischen Priestertums. Den Primizianten begrüßte ich auf deutsch und empfahl seinem Priesterherzen unsere schwarzen Schäflein. Wie man mir sagte, machte es einen tiefen



Der Primiziant Pater Joseph Vogel und Pater A. Schweiger

Eindruck, als ich in meinen Worten der Mutter des Neugeweihten gedachte, die drüben in der Heimat im fernen Schweizerlande an diesem schönen Festtage ihres lieben Kindes nicht teilnehmen konnte. Nachdem ich geendet hatte, breitete der Primiziant segnend seine Hände über alle aus und erteilte gemeinsam den Primiziantensegen.

Das heilige Opfer nahm seinen Fortgang. Der feierliche Augenblick der hl. Wandlung nahte. Alles sank in stiller Andacht auf die Knie. Zum erstenmal stieg der ewige, allgewaltige Gottessohn auf das Wort des neugeweihten Priesters auf den Altar. Es war ein erhebender Augenblick. Bei der hl. Kommunion strömten die Gläubigen in großer Zahl

zum Tische des Herrn und empfingen zum erstenmale von der Hand des Primizianten den Leib des Herrn.

Eine kurze Segensandacht schloß sich an das feierliche Primizamt an. Orgel und Chor leisteten unter Leitung der ehrw. Mutter Cassiana Vorzügliches, und als zum Schluß das Te Deum erklang, fühlte man deutlich, wie ergriffen und begeistert alle Herzen waren. Hierauf erhielten noch alle Anwesenden einzeln den Segen des jungen Priesters. Es war dabei rührend und wunderschön, wie die ganz kleinen Kinder auf den Armen der Mütter ihn dabei neugierig und zutraulich anguckten, manche ihm geradezu ins Angesicht lächelten, so daß es von unserer Seite an einem kleinen erfreulichen Intermezzo nicht fehlte.

Nach der kirchlichen Feier mußte auch der Magenfrage der Anwesenden Gerechtigkeit widerfahren werden, sonst wäre es ja bei unsern Eingeborenen keine richtige Feier gewesen. Deshalb ließ ich es mir nicht nehmen, schon einige Tage zum Voraus einer Kuh den Garauß zu machen, gestampften Mais vorbereiten, Rüchlein und anderes Gebäckes verfertigen zu lassen und das Trockene zur nötigen Feuchtigkeit mit Tee, Kaffee und Almachewu benetzen zu lassen. Alle kamen zu ihrem Rechte, und angesichts der großen Hungersnot, unter der wir dieses Jahr wieder zu leiden haben, wurde dies noch umso mehr von meinen Leuten angerechnet.

Möge dem neuen Priester, meinem lieben Konfrater und Mitarbeiter, eine recht lange und segensreiche Tätigkeit am Heile der Seelen von Gott beschieden sein!

Allerseelen

Ein Allerseelenlichtlein
Auf meinem Tische steht,
Weil heut ein Dein-Gedenken
Durch meine Seele geht.

Weil Deine Seele heute
Für eine kurze Frist,
Erbarmen zu erflehen,
Bei mir gewesen ist.

Else Budnowski

Von Pater Solanus, R. M. M., Mariatrost

Trau, schau, wem?

„Die Tony ist schwer erkrankt, Vater, gelt du gehst zu ihr hin und hörest ihre Beicht und bringst ihr die hl. Kommunion“, sagte letzten Sonntag nach dem Gottesdienst zu mir ein Weib. „Wann hat Tony das letztemal gebeichtet?“ „Vater, es sind über drei volle Jahre her.“ „Wo befindet sich eigentlich die kranke Tony?“ „Jenseits des Umzimkulu-Flusses. Dort liegt sie in einem heidnischen Kraal, hat Gott und den Glauben über Bord geworfen im jugendlichen Wahnsinn und nun trifft sie die strafende Hand Gottes. Vater hilf meinem verirrten Kinde.“ „Ich bin 66 Jahre alt. Bis zum Umzimkulu-Fluß sind es 10 Meilen, jenseits des Flusses sind es noch 3 Meilen, macht 13 Meilen, und wie komme ich über den Fluß, da das Wasser nach dem letzten Regen noch hoch steht?“

„Vater, das weiß ich nicht. Mit dem Pferde durchreiten ist sehr gefährlich, da an den feichten Flüßstellen gewaltige runde Steine liegen und das Pferd wohl stürzen wird; durchwaten im kalten Winterwasser, wo das Wasser bis zur Brust reicht, geht für einen alten Herrn auch nicht.“ —

Nun guckte das Weib mich an und ich guckte das Weib an und niemand wußte Rat zu schaffen.

Ich dachte an Rudolf von Habsburg, der dem armen Priester, der zum Sterbenden eilte, sein Pferd anbot, um den angeschwollenen Fluß durchreiten zu können; aber ich hatte ja ein Pferd, aber es konnte mich über den Fluß nicht hinüberbringen, sagte das Weib.

Ein Gedanke stand bei mir fest, nämlich, ob mit oder ohne Pferd, trocken oder naß, gesund oder frank mußt du der kranken Tony die Sterbesakramente bringen. Es kam die Nacht. Ich schlief sehr unruhig. Sah im Traume geschwollene Flüsse, Stromschnellen und Durchreitende mit den Wellen kämpfen usw. —

Am Morgen schickte ich zwei Katechisten, einen zu Pferd und einen zu Fuß, damit selbe eine Passage über den Fluß aussuchen sollten. Beiden ist es schlecht ergangen. Der zu Pferd kam naß nach Hause, da das Pferd im Fluß stolperte und weil der Richtung unkundig, in eine Untiefe geriet; der andere, der durchwatete, kam gar nicht heim sondern blieb ganz aus, wie der Rabe des Noe. Dieser kam nicht mehr zurück, weil es ihm draußen wohl war, der Katechist aber blieb aus, weil er erfroren und müde war.

Wieder kam eine schlaflose Nacht. Des Morgens nach der hl. Messe nahm ich die hl. Öle, das Sanktissimum auf meine Brust, bestieg das Pferd und machte mich auf den Weg zum Umzimkulu-Flusse. —

Ein sehr starker kalter Wind blies mir ins Gesicht und machte das Reiten schwer. Und wie ich mir da über die Kälte und über den Wind

böse Gedanken mache, da sehe ich ein Weib auf mich zukommen und das mich nach dem Ziel meiner Reise frug. Als ich ihr kund gab, daß ich zu einer Kranken am Umzimkulu-Fluß gehe, sagte sie: Das ist 'mal fein, ich gehe nämlich auch hin und hier hinab ins Tal Vater; denn das ist der kürzeste Weg. Mit einem Deo gratias, daß der Herrgott mir so einen Reiseführer schickte, stieg ich vom Pferde ab, das Weib zog es am Zügel und ich mit dem Rosenkranz in der einen Hand und den Bergstock in der anderen Hand, folgte dem Pferde nach in eine tiefe, sehr tiefe Schlucht. —

Nachdem wir ungefähr eine Meile weit herabgestiegen waren, begegneten wir zwei Männern, die den Berg hinaufstiegen.

„Wohin des Weges“, frugen selbe das voranschreitende Weib, „hier ist kein Weg für ein Pferd, denn ein Drahtzaun sperrt selben ab und nur Personen können durchkriechen. Ihr müßt wieder zurück, woher ihr gekommen seid, oder den Zaun umgehen, dort oben auf jener Berges spitze ist der Eckpfosten.“

Das waren harte Aufgaben. Den steilen Berg, den wir abgestiegen, wieder hinaufsteigen, das wollte ich nicht und ich zog vor, den Drahtzaun zu umgehen. Ich zog durch den fünf Strängen starken Drahtzaun durch und wartete da auf die Frau, welche das Pferd nachziehend den anderen Berg aufstieg, um den Eckpfosten zu umgehen.

Es verging eine Stunde und zwei Stunden, aber keine Frau und kein Pferd wurde sichtbar und als ich dann nachschaute fand ich, daß der Eckpfosten auf einem so steilen Bergeskegel stand, daß das Pferd weder vor- noch rückwärts gehen wollte und fest stehen blieb auf einem Punkt. Was nun anfangen oben in den Lüften, indessen das sterbende Mädchen unten am Fluß in seiner Qual lag und auf den lieben Jesus wartete.

Da man das Pferd mit Gewalt nicht ziehen durfte, da es in Gefahr kam zu stürzen und herabzurollen, so wurde abgesattelt, der Zaum wurde ihm abgenommen und nur von der Ferne wurde es sanft angetrieben hinabzusteigen, wie und wo es wollte, und wirklich es gelangte unbeschädigt dort, wo es den Aufstieg antrat. Hier wurde es wieder gezäumt, gesattelt und die Frau zog es nach sich den Weg hinauf, den wir des Morgens gegangen, um in einem weiten Bogen zum Umzimkulu-Fluß zu kommen, während ich es vorzog, zu Fuß im Tal dem Umzimkulu zuzueilen.

Im Tale fand ich aber einen anderen Fluß, den Chamucha, den ich wohl 9 mal passieren mußte. Es waren aber große Steine im Flußbett, über welche ich meine Sprünge machen konnte und es ging ganz gut. Als ich in einem Kraal nach dem Durchgang über den großen Umzimkulu frug, erfuhr ich zu meiner Freude, daß sich dort irgendwo ein Kahn befände und zwei Zulububen besorgten die Überfahrt. — Das war ein Hoffnungsstern für mich und mit einem mehrfachen Deo gratias eilte ich voran. Nun dankte ich auch für den Wind und die Kälte, denn an

einem heißen, windstillen Tage hätte ich den zweieinhalb Stunden langen Fußweg niemals machen können in meinem Alter. Endlich vernahm ich das Rauschen des großen Urmizimfulu-Flusses. Neue Hoffnung, neue Kraft in den müde werdenden Gliedern, und ein neues Deo gratias. Da lag er vor mir, der mächtige Strom, so breit wie die Weichsel bei Krakau, aber von einem Kahn und von zwei Zulububen, die da einen herüberschiffen sollten, war nichts zu sehen.

,Und trostlos irrt er am Ufer's Rand

Wie weit er auch späht und blicket

Und die Stimme, die rufende schicket.

Da stözt kein Nachen zum sicheren Strand

Der ihn setzte an das gewünschte Land.“ (Schiller)

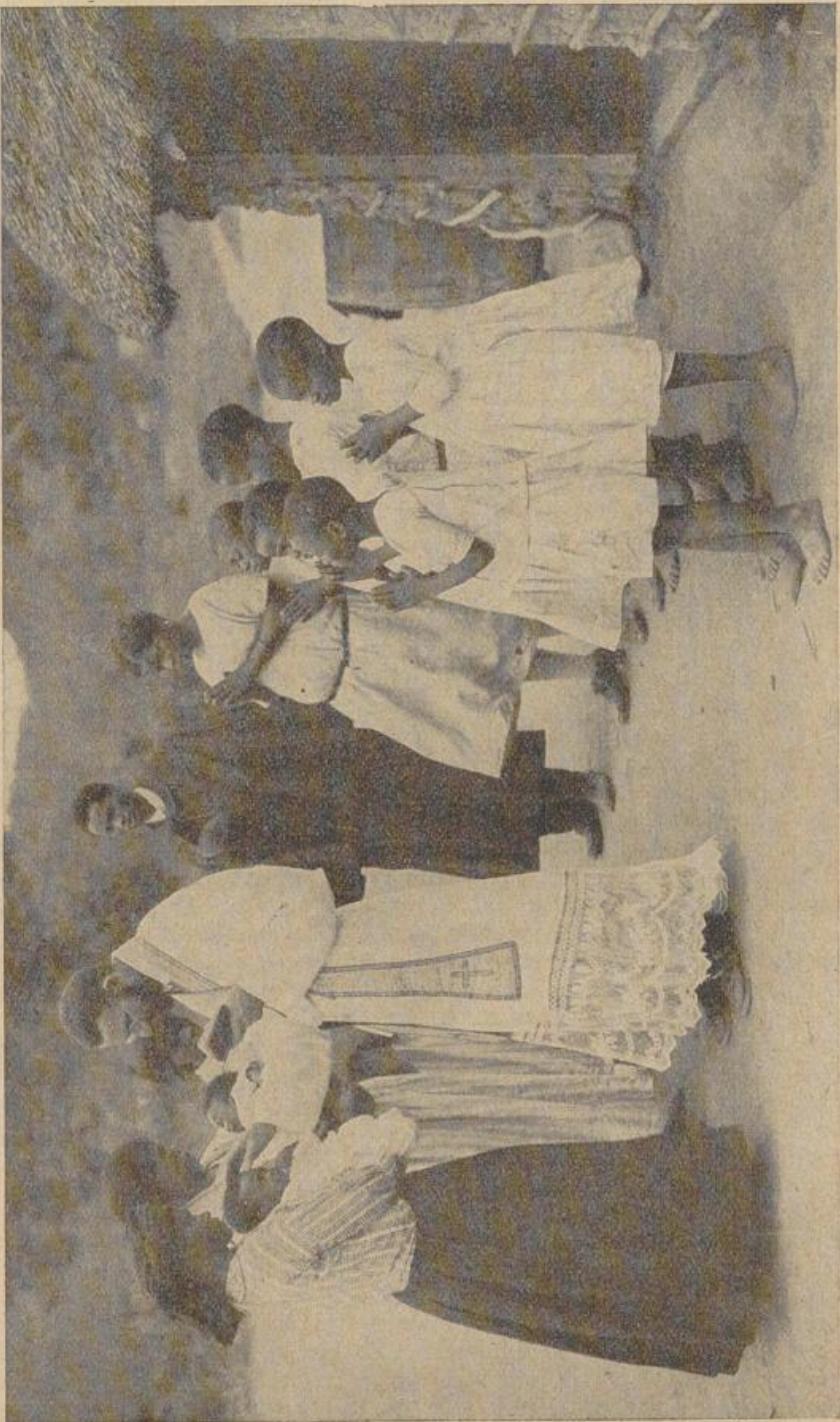
Nun wird es aber schlimm, dachte ich. Kein heiteres Deo gratias wollte mehr über meine Lippen kommen, wohl aber: Mein Gott, wie komme ich zu der Kranken und wie nach Hause, denn es war schon Nachmittag und ich war schon seit dem frühen Morgen auf dem Wege. Da setzte ich mich ans Flussufer ins Gras hinein, nahm den Rosenkranz zur Hand und betete. — Und wie ich da betend die riesige Wassermenge betrachtete, da kommt ein Weib mit zwei Kindern, Wasser zu schöpfen. Diese bat ich, auf den nächstgelegenen Hügel zu steigen und laut nach den zwei Burschen zu rufen, und wie das Glück es haben wollte, kamen bald selbe, zeigten mir den Kahn, ich stieg mit meinem Jesus ein und fuhr auf das jenseitige Ufer und eilte zum Kraale der franken Toni.

Hier verlief alles sehr gut, ich spendete ihr auch die letzte Ölung und den Sterbeablaß und kam vor Sonnenuntergang zum Kahn und fuhr über den Fluß. Hier fand ich die Frau und das Pferd, setzte mich darauf und kam glücklich, wenn auch bei finsterer Nacht nach Hause. Deo gratias, immer und ewig sei Dir, o Jesus, mein Herr und mein Meister. — Amen.

Missionsärztliche Fürsorge

An der Gründungsversammlung eines schweizerischen kath. Vereins für missionsärztliche Fürsorge hielt hochw. Herr Dr. Becker, ehemaliger apostol. Delegat von Assam (Vorder-Indien) und jetziger Direktor des missionsärztlichen Instituts in Würzburg, ein glänzendes Referat über: „Die ärztliche Fürsorge in den Missionsländern.“ Der Referent führte etwa folgendes aus:

Wer in die bestehenden Missionsverhältnisse nicht eingeweiht ist, wird vielleicht sagen: Was hat denn überhaupt die ärztliche Fürsorge mit den Missionen zu tun? Fällt nicht die ärztliche Fürsorge für die Eingeborenen vielmehr in den Aufgabenkreis der Regierungen? Aber leider fehlt den eingeborenen Regierungen das Verständnis und das Interesse, den europäischen Regierungen aber die Macht und vielleicht auch das Geld, um die ärztliche Fürsorge für die Eingebo-



Zaufe im Heidenland auf einer Außenstation

renen in wirksamer Weise durchzuführen. Kümmt sich etwa in China mit seiner uralten Kultur die Regierung in wesentlicher Weise um die Gesundheit des Volkes, und tun in Afrika die Häuptlinge auch nur das Mindeste, um einer drohenden Epidemie Widerstand entgegenzusetzen? Und wenn auch noch etwa eingeborene Zauberer und Ärzte, deren Kenntnisse aber meistens sehr beschränkt sind, zum Kranken kommen, so wird doch nur der behandelt, der auch bezahlen kann, und der arme, nicht zahlungsfähige Patient wird seinem Schicksal überlassen.

Den europäischen Regierungen fehlt es aber vielfach an Macht und an Mitteln, um die ärztliche Fürsorge des Volkes durchzuführen, wofür das gewaltige Kaiserreich Border-Indien ein Schulbeispiel ist. Die große Masse des Volkes von Indien, das in unserer Phantasie als Märchenland von ungeheuerem Reichtum an Gold und Edelsteinen und Schätzen aller Art lebt, ist von einer furchtbaren Armut, von der wir uns kaum eine richtige Vorstellung machen können. Vor dem Krieg war das jährliche Durchschnittseinkommen des Hindus von englischer Seite auf 13 Rupies berechnet worden, und wenn es viel ist, wird es heute wohl kaum 50 Franken pro Jahr betragen. Da bleibt für die allgewöhnlichsten sanitären Maßnahmen nichts mehr übrig. Trinkwasserversorgungen gibt es nur in den größeren Städten; der gewöhnliche Indianer auf dem Lande muß sich sein Trinkwasser vielfach in schmutzigen und verunreinigten Pfützen suchen, die nicht nur ihm, sondern auch dem Vieh dienen. In den unermesslich weiten Gebieten, fern von den Städten finden sich Ärzte: europäische und eingeborene, aber auch sie sind, berechnet auf die 320 Millionen Einwohner Indiens, gar spärlich gesät.

Selbst wenn die Mittel unbeschränkt zur Verfügung ständen, hätte doch die Regierung nicht die Macht und die Kraft, sanitäre Maßnahmen, die den Anschauungen des Volkes widersprechen, durchzuführen. Die medizinischen Ansichten der Hindus beruhen vielfach auf religiösen Anschauungen und lassen sich schwer oder gar nicht abändern. (Als z. B. die Pest, eine Krankheit, bei der bekanntlich die Ratten eine große Rolle in der Übertragung der Krankheit spielen, in Indien wütete, da erließ die Regierung eine Reihe von Verordnungen, die zur Vernichtung der Ratten aufforderten. Aber diese Verordnungen, so zweckmäßig sie auch ausgedacht waren, fanden bei den Hindus keine Beachtung, da nach ihren religiösen Anschauungen lebende Wesen überhaupt nicht gefödet werden dürfen. — Die Kuh z. B. ist dem Indianer auch ein heiliges Wesen, und ihre Exkreme mente werden daher auch mit Vorliebe zur Behandlung von Wunden verwendet, wodurch Infektionen Tür und Tor geöffnet ist. — In Afrika sieht der Neger die Krankheit als die Wirkung eines teuflischen Wesens an, das durch medizinische Maßnahmen erbittert und erboxt wird, so daß die Krankheit nur noch schlimmer wird. So müssen die ganzen Anschauungen der Eingeborenen von Grund aus abgeändert, umgemußt werden, bevor sanitäre Maßnahmen von Regierungsseite Erfolg beschieden sein kann, und diese Abänderung der Anschauungen kann am ehesten durch die Tätigkeit der Missionen erzielt werden, wie hunderte von Erfahrung beweist. Die Mission hat auch ein besonderes Interesse an der körperlichen Gesundheit der Bevölkerung, damit auch der Geist der Eingeborenen gesund und für die Aufnahme der Heilsahrheiten empfänglich sei. Von frühestem Beginn an ist die christliche Mission die Trägerin und Verbreiterin der Kultur gewesen; warum sollte die Mission von heute nicht auch für die Ausbreitung der Kultur in medizinischer Hinsicht sorgen? Wo immer die christliche Mission arbeitet, da muß sich Kultur erneuernd wirken, sie muß falsche Anschauungen korrigieren, unrichtige Begriffe umwerten, wahre christliche Ideen vermitteln. Hier harren ihr oft gewaltig große Aufgaben. Der Referent, früher 10 Jahre lang als Missionar in Assam (Border-Indien) tätig, bis er Krankheitshalber zur Rückkehr nach Europa gezwungen wurde, erzählte von erschütternden Bildern aus seiner früheren Tätigkeit. In Assam z. B. ist ein Hauptherd einer schweren Tropenkrankheit: des schwarzen Fiebers (Kala Azar), durch die ganze Dörfer dezimiert

wurden. Und wenn die Krankheit gar zu schwer wurde, und die Leute sich nicht mehr zu helfen wußten, so gaben sie den Kranken, die sie in einer Hütte versammelten, reichlich Reischnaps zu trinken und ließen die Hütte mit den schwer Betrunkenen in Flammen aufgehen, wodurch auf einem allerdings furchtbar grausamen Wege eine gründliche Desinfektion erreicht war. Bei gewissen Stämmen Aссams steht die Schlangenverehrung in Blüte, und da wird von Zeit zu Zeit ein Kind oder ein Erwachsener getötet, und deren Blut und Haare der Schlange zum Opfer gebracht.

Zur Zeit seiner Tätigkeit in Aссam wurden Dörfer und Stämme durch die Pocken dezimiert. Hier wurden die Blattern als Göttin betrachtet und es galt als Auszeichnung, von dieser Göttin geküßt zu werden, weshalb die Eltern ihre Kinder direkt zu den Kranken brachten. Deshalb waren die Missionen genötigt, für die christlichen Eingeborenen einige Dörfer zu errichten, damit sie vor Ansteckung mit Pocken verschont blieben.

So ist überall die Mitwirkung der Ärzte für Missionen durchaus notwendig. Was nützt es, die Leute zu bekehren, wie kann eine Mission sich ausdehnen, wenn die Leute durch Seuchen hinweggerafft werden? Aber nicht nur für die Eingeborenen, auch für den Missionar selbst ist die Betreuung durch den Arzt sehr wichtig. Durch die langjährige Ausbildung, durch seine Ausrustung usw. repräsentiert jeder einzelne Missionar für seinen Orden ein großes Kapital; 50% der Missionäre sterben nach der Statistik eines vorzeitigen Todes, oft schon in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit. Ihr Tod aber könnte so oft durch rechtzeitige ärztliche Hilfe verhütet werden. Jetzt kommt es vor, daß franke Missionäre, franke Missionsschwestern 3—5 Tage lang bei glühender Hitze in einem Tragkorb über Hügel und durch Flüsse getragen werden müssen zur nächsten Stadt, wo vielleicht ein Arzt zur Stelle war. Was ein solcher Transport für die Kranken bedeutet, kann sich jeder vorstellen, und am Ziele seiner Reise angekommen, legt sich der Patient oft zum Sterben hin.

Die Missionen haben ein eminentes Interesse daran, ärztliche Hilfskräfte zu bekommen, um auch Vorurteile und Abneigung gegen die Mission wirksam zu bekämpfen. Durch die Behandlung der Kranken wird der Boden für die Gründung von Missionsschulen und dadurch auch für religiöse Unterweisung geebnet; die ärztliche Tätigkeit schlägt oft die Brücke zum Heidentum hinüber.

Auch der Arzt hat vielfach großes Interesse am Missionswerk. Die Jagd nach Geld und Gut befriedigt nicht den idealen Sinn des Arztes; er möchte seine Kunst gerne einem höheren Zwecke dienstbarmachen, und wie könnte er dies besser tun, als indem er sich der missionsärztlichen Tätigkeit weiht. Priesterärzte, d. h. Ärzte, die Priester sind und gleichzeitig ausgebildete Ärzte, sind für die Missionen nicht das Wünschenswerte, denn entweder leidet die ärztliche oder die priesterliche Ausbildung und Tätigkeit; für die Missionen ist der wahrhaft gläubige, christliche, ideal gesinnte, tüchtig ausgebildete und voll und ganz als Mediziner wirkende Missionsarzt das erstrebenswerte Ziel.

Schon vor 100 Jahren haben die Protestanten die Bedeutung des Missionsarztes erkannt. In Ägypten, Kleinasien, Persien, Indien, aber auch in Afrika: überall gibt es zahlreiche protestantische Missionsärzte, und Missionsspitäler. Die Zahl der protestantischen Missionsärzte mag an die zweitausend betragen, denen auf katholischer Seite ein knappes Dutzend gegenüberstehen. Die Protestanten haben schon lange den Arzt als Wegebahner und Vorbereiter der Mission erkannt.

Korea ist z. B. durch einen Missionsarzt erschlossen worden, der den Fürsten glücklich behandelt hatte. Kaschmir hat durch protestantische Missionsärzte das Christentum allmählich zugelassen. Aber nicht nur bei den Heiden, sondern auch bei den Mohomedanern (Türkei, Persien usw.) sind die Missionsärzte die Sturmtruppe der Missionen. So müssen wir der protestantischen missionsärztlichen Tätigkeit unsere volle Anerkennung und Bewunderung zollen.

Wir Katholiken sind in dieser Beziehung wirklich noch rückständig. Wohl haben sich katholische Krankenschwestern mit bewunderungswürdigem Mute in den Spitälern der Pflege der Kranken hingegeben, aber von einer richtigen ärztlichen Tätigkeit in den katholischen Missionen war bis anhin wenig die Rede. Das katholische missionsärztliche Institut in Budapest, eine Vereinigung von katholischen Missionsärztinnen in Amerika an die Seite stellen, soll diesem Mangel abhelfen. Nach Absolvierung der medizinischen Studien und des praktischen Jahres erhält der angehende Missionsarzt am missionsärztlichen Institut in Würzburg selbst, oder am Tropen-Institut in Hamburg oder London oder sonstwo spezielle Ausbildung; denn für eine wertvolle Tätigkeit muß der Missionsarzt sozusagen ein „Universal-Spezialist“ sein, der allen vorkommenden Eventualitäten mehr oder weniger gewachsen ist. Daneben befaßt sich das missionsärztliche Institut in Würzburg noch mit der Ausbildung von Missionsschwestern für Krankenpflege, Apotheke, Zahnheilkunde usw.; für Missionspriester, von der Eingeborene überall und in allem Hilfe erwartet, hat das missionsärztliche Institut fürzere Kurse eingerichtet, in denen die Missionäre wenigstens mit den Grundzügen der Tropenhygiene und der Behandlung von Tropenkrankheiten vertraut gemacht werden.

Durch die imposante Missions-Ausstellung in Rom im Jahre 1925 hat sich für die missionsärztliche Tätigkeit eine größere Begeisterung gezeigt, z. B. in Italien, Ungarn, Belgien, Amerika, und es ist erfreulich, daß diese Begeisterung auch in der Schweiz ein lebhaftes Echo gesunden hat; ein kleines Land kann mit Gottes Hilfe Großes leisten auf dem Gebiete der Missionen!

Die Geschichte vom geschossenen Flußpferd

Im Zululand leben zwei Brüder James und Sam. James holte sich die Erlaubnis ein Flußpferd zu schießen. Mit dem Schießen beauftragte er aber seinen Bruder Sam, der auch wirklich Glück hatte, eines schoß, die Haut abzog, sie in Streifen schnitt, wie sie für Urfertigung von Peitschen und Spazierstäcken gebraucht werden. Diese brachte er zur Bahn, damit sie von Zululand nach Durban gebracht und dort verhandelt würden. Nun hatte aber Sam Schulden und sein Gläubiger hörte von der Sache. Schnell telephonierte dieser von Luziabay aus seinem Advokaten in Eshowe, daß dieser die Hautstreifen beschlagnahmen lassen solle, was er auch durch den Magistrat tun ließ. Sie lagen aber auf der Station Matubatuba und der Frachtbrief war auf den Namen James als Sender ausgestellt und an denselben in Durban addressiert. Der Gerichtsbote brachte nun die Streifen von Matubatuba nach Empangeni, wo sie bis zur gerichtlichen Entscheidung bleiben sollten. Nun lief aber James zu seinem Advokaten, der auch die Herausgabe der Streifen erreichte, worauf sie nach Durban gesandt wurden. Nun waren aber die Streifen infolge des Zeitverlustes teilweise schlecht geworden und James verklagte den Gläubiger des Sam auf 2000 Mk. Schadenersatz. Als nun die Klage vor Gericht kam, war natürlich die erste Frage: Wer ist der rechtmäßige Eigentümer der Haut. Gehört sie dem James oder dem Sam? Der Richter entschied, daß sie dem Sam gehörte, der alle Rechte ausgeübt habe. Bei Einholung der Schießerlaubnis sei James

nur vorgeschnitten worden. Sam hatte das Tier geschossen, den Wagen für den Transport zur Bahn bezahlt, er hatte den Frachtschein auf den Namen seines Bruder ausgestellt und zuerst protestiert. Mithin konnte der Gläubiger die Haut mit Beschlag belegen lassen.

Gegen dieses Urteil protestierte nun James und die Sache kam vor das zweite Gericht. Der zweite Richter entschied aber auch zu seinen Un-



Ein gefährlicher Kuhdieb wurde endlich gefasst und gleich an
Ort und Stelle aufgespießt (heidnische Justiz)

gunsten aber aus anderen Gründen. Er sagte: James hatte die Schuß-
erlaubnis, hat sie aber nicht benutzt. Sie ist aber rein persönlich und
kann nicht von einem andern gebraucht werden, also durfte er seinen
Bruder nicht beauftragen. Sam hat das Tier geschossen, also gehört
es ihm und der Gläubiger kann den Erlös aus den Riemen für Til-
gung der Schuld beanspruchen.

Kleingeld der Liebe

Von einem Engländer wird erzählt, er habe eine Tour in die Hochalpen gemacht und sei beinahe verhungert, obwohl er 1000 Mark bei sich in der Tasche trug. Er hatte nämlich das Geld in Form eines Tausendmarkscheines, und den konnte niemand wechseln. —

Es steht ein großes Kapital von Liebe in der christlichen Welt, aber es fehlt oft am Kleingeld der Liebe im Privatverkehr. In dieser Beziehung ist jeder ein Schuldner des andern. Wir können liebevolle Gedanken haben. Gedanken bewegen das Herz, das Herz bewegt die Hand und was braucht es noch zu einem guten Werke? Wenn du einen liebevollen Gedanken hast, so führe ihn alsbald aus und mache ihn so unwiderruflich! Wir haben liebevolle Worte. Wieviel Gutes stiftet sie! Das gute Wort belebt das gute Werk. Gute Worte heben Mißverständnisse und verscheuchen das Mißtrauen.

Wir haben liebevolle Blicke. Sie zerstreuen Traurigkeit und Versuchungen, bewirken Mut und Freude, und die Freudigkeit macht die Erde zum Himmel. Ein freundlicher Mensch ist eine wahre Macht für Gott. Ein liebevoller, freundlicher Mensch ist „ein Erzähler und treibt Teufel aus; er predigt Gott und stellt den Heiland vor unter den Menschen mit seiner Liebe und Wohltätigkeit.“ (P. Meschler.)

Gewöhne dich, stets freundlich auszusehen! „Es gibt nichts Holderes und Schöneres als so ein Menschengesicht, das verklärt ist von wahrer Teilnahme und umsichtiger Liebe, und es gibt nichts Traurigeres, als das enge und ängstliche Gesicht eines Menschen, der immer nur Karussell fährt um sein eigenes Ich.“ (Förster.)

„Die Liebe geht nicht aus“ (1. Kor. 3, 18), so auch nie dein Mut und deine Lust, anderen einen Liebesdienst zu erweisen. Wir können darin nie genug tun. Darum wähle konsequent, was das Liebenvollste ist. Die Taten der Liebe, die man nicht gerne tut, haben einen besonderen Segen. Sei stets freundlich gegen Arme. Läßt auch die Tiere und Pflanzen an deiner Freundlichkeit teilnehmen. Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit gehören auch zur Liebe. Kein stilles Zürnen! Man muß die Menschen nehmen, nicht wie sie sein sollen, sondern wie sie sind, und durch Liebe, mit Geduld etwas Besseres aus ihnen zu machen suchen. Man muß jede Arbeit mit Liebe tun. Jedes Liebeswerk trägt in sich den Segen des Trostes und der Freude, immer neue Lust zu guten Werken und am Ende die edle Leidenschaft, immer Gutes zu tun, und das ist der vollkommene Sieg des Guten, ja, des Göttlichen im Menschenherzen.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsitzung

In dem Saale fand Abbe Montmoulin das Gerichtspersonal versammelt. Auf einen Wink des Präsidenten verlas der Gerichtsschreiber noch einmal das Todesurteil. Dann fügte er bei, da die Frist für eine Appellation unbenuzt verstrichen, sei dasselbe inzwischen rechtskräftig geworden.

Der Präsident fragte nun, ob er in der Unterlassung einer Appellation das Zuständnis erblicken dürfe, daß der Verurteilte die Todesstrafe als verdient anerkenne.

Dagegen erhob der Priester feierliche Einsprache und beteuerte abermals seine volle Unschuld. Gerne räume er ein, daß das Gericht im guten Glauben gehandelt habe und durch die Umstände ohne Schuld irre geführt sei. Aber man möge wenigstens jetzt, da er keine Aussicht habe, durch Leugnen sein Leben zu retten, und im Begriffe stehe, vor den ewigen Richter zu treten, der feierlichen Versicherung glauben, daß er unschuldig sterbe.

Diese mit Ruhe und heiligem Ernst gesprochenen Worte machten selbst auf den Staatsanwalt einen sichtbaren Eindruck. Nach einer Pause zog der Präsident ein Schreiben hervor und erklärte, in Übereinstimmung mit seinen Mitrichtern, deren Mehrzahl, im Gegensatz zum Wahrspruch der Geschworenen, von dem beigebrachten Schuldbeweise nicht völlig überzeugt gewesen sei, und namentlich im Hinblick auf das unbescholtene Vorleben des Verurteilten habe er es für seine Pflicht erachtet, um Begnadigung einzutreten. Seine Bitte sei in der Tat gewährt und der Verurteilte als Sträfling zur lebenslänglichen Deportation nach Neu-Kaledonien begnadigt. Der Gerichtsschreiber möge das neue Urteil, das hiermit sofort rechtskräftig werde, dem Begnadigten vorlesen.

Aber Abbe Montmoulin, der das Todesurteil ohne Wanken gehört hatte, taumelte und wäre wie vom Schlag ge troffen zu Boden gestürzt, wenn nicht einer der Gendarmen rasch herzugesprungen wäre und ihn gehalten hätte. Man mußte ihn sich setzen und mehrere Minuten ruhen lassen, ehe er seine Fassung soweit gewonnen hatte, daß er dem bestürzten Präsidenten mit abgebrochenen

Worten für dessen gewiß in bester Absicht um seinetwillen gehabte Mühe danken konnte. „Gott weiß es, Herr Präsident, Sie haben mir eigentlich durch diese Begnadigung einen schlechten Dienst erwiesen. Ich glaube mein Kreuz heute oder morgen niederlegen zu können, und nun muß ich ein noch schwereres weiter schleppen, vielleicht auf manches Jahr“, sagte er zum Schlusse.

Der Präsident blickte fast verlegen seine Mitrichter an und sagte: „Der Fall ist mir zwar noch nicht vorgekommen, daß ein zum Tode Verurteilter die Begnadigung zurückwies; aber ich glaube, er braucht sie nicht anzunehmen. Wenn also der Verurteilte den Tod vorzieht —“

„Ich glaube die Begnadigung annehmen zu müssen, weil ich unschuldig bin und nicht über mein Leben verfügen darf. Wäre ich schuldig, dann dürfte ich um die Todesstrafe als vollkommenere Süßne bitten. So aber glaube ich das mir angebotene Leben, so schwer mir seine Bürde auch sein mag, nicht zurückweisen zu dürfen.“

Der Präsident und die Richter beredeten sich über diese Antwort und sahen ihre Richtigkeit ein. Zugleich drängte sich ihnen aufs neue die Überzeugung von der Unschuld des Verurteilten auf. Ein Schuldiger hätte die Begnadigung mit Freuden angenommen; jedenfalls war es undenkbar, daß er die Heuchelei so weit treiben könnte, — so sagten sie sich. Aber ihre persönliche Überzeugung ver mochte nun an der vollendeten Tatsache nichts mehr zu ändern. Das Urteil konnte nur durch eine neue Gerichtsver handlung umgestoßen werden, und diese durfte einzig auf Grund ganz neuer und überzeugender Beweise der Unschuld be willigt werden, und solche lagen nun einmal nicht vor. Der Präsident fragte also ein letztes Mal:

„Verurteilter, nehmen Sie die Begnadigung an oder nicht?“

„Ich glaube sie annehmen zu müssen.“

„So übergebe ich den Verurteilten dem Direktor des Gefängnisses zur Vollstreckung der Deportation im Namen des Gesetzes.“

Der Befehl wurde vom Gerichtsschreiber geschrieben, vom Präsidenten unterzeichnet und mit dem Siegel des Gerichtes

versehen dem Direktor übergeben. Als bald befahl derselbe einem Gendarmeriesergeanten, den Verurteilten nach Marseille zu begleiten, von wo noch im Laufe der Woche ein Schiff mit Deportierten nach Neu-Kaledonien unter Segel ging. Abbe Montmoulin verneigte sich vor dem Gerichtspersonal und folgte dem Sergeanten wanfenden Schrittes in eine Zelle, wo ihm bedeutet wurde, er habe sich sofort umzufleiden. Er mußte das trotz seiner Bitte in Gegenwart des Sergeanten und Wärters tun. Mit Tränen in den Augen legte er die Soutane, das Gewand des Priesters, ab. Der Sergeant warf sie in eine Ecke und sagte höhnischend: „Na, wir werden Ihnen für diese schwarze Vogelscheuche eine nette geitrieste Zwilchjacke geben!“ Die Leibwäsche, welche Abbe Montmoulin anlegen mußte, trug den Stempel der Deportierten und die Nummer, welche inskünftig sein Name sein sollte. „Sie heißen nun nicht mehr Montmoulin, sondern Nummer 5348, und damit Sie das nicht vergessen, sind alle Ihre Kleider damit bezeichnet“, erklärte der Sergeant. „Wir hatten einmal einen Taugenichts aus Paris, der immer seine Jacke aussog, wenn man ihn um seinen Namen fragte, und dazu log: „Parbleu! Ich habe kein Gedächtnis für Zahlen; lesen Sie es selbst, Herr!“ — Und was haben Sie denn da auf dem Leibe?“

„Mein Skapulier!“

„Fort damit! So ein Ding habe ich noch bei keinem Deportierten gesehen!“ Und der rohe Mensch riß dem Priester das geweihte Schutzkleid der Mutter Gottes ab. „So — ! nun in die gestreifte Jacke hinein! — Na, was für einen schmucken Kerl wir an Ihnen haben! Nur der Bart ist noch etwas kurz und stachelig und die Tonsur noch nicht völlig zugewachsen. Wird schon kommen! — Noch etwas gefällig?“

„Ich habe die Verpflichtung, täglich mein Brevier zu beten; ich muß also bitten, mir dasselbe zu lassen.“

„Hahaha! Nicht übel! Wahrscheinlich wollen Sie auch täglich Messe lesen und Ihren sauberen Kumpaten eine Predigt halten? Die Kerle könnten es brauchen! Aber beruhigen Sie Ihr zartes Gewissen. Sie bedürfen Ihrer Lebtage keines Breviers mehr, und mit dem ganzen Pfaffenhandwerk ist es überhaupt für Sie aus und Amen.“

„Ich bitte Sie, mein Herr, von dem priesterlichen Berufe mit mehr Achtung zu

sprechen“, erwiederte Abbe Montmoulin empört.

„Sapperlot! Sie hätten ihn mit mehr Achtung behandeln sollen! — Sind wir jetzt fertig?“

„Ich muß freilich zugeben, daß der Schein wider mich spricht“, sagte betrübt der Verurteilte; dann fügte er demütig bittend bei: „Ich darf doch wenigstens meinen Rosenkranz mit mir nehmen, den ich seit dem Tage meiner ersten Kommunion täglich betete?“

„Nichts da! Das Reglement erlaubt den Deportierten außer der Sträflingskleidung gar nichts mitzunehmen.“

„Der Rosenkranz ist zugleich ein teures Andenken an meine liebe Mutter —“

„Ah, Herr Sergeant“, wagte der Wärter schüchtern einzuwenden, welcher den Gefangenen achtet und lieben gelernt hatte, „lassen Sie ihm das Ding; er kann ja damit weder sich noch andern Schaden zufügen!“

Was geht das Sie an? Er soll den Firlesanz nun einmal nicht mitnehmen! Legen Sie ihm die Handschellen an und die vorschriftsmäßigen Fußketten. Ich will unterdessen sehen, ob die Staatskarosse für diesen Herrn angespannt ist.“ Damit ging der Sergeant hinaus. Der Wärter ergriff den Rosenkranz und schob ihn dem Verurteilten in die Tasche.

„Und wenn es mich meine Stelle kosten sollte, ich kann Euch diesen letzten Trost nicht vorenthalten“, sagte der wackere Mann und fügte bei: „So wahr ich lebe, glaube ich, daß Ihr die Tat nicht verübtet, derentwegen Ihr verurteilt seid. Verzeiht mir, daß ich gezwungen bin, Euch die Beinsfesseln anzulegen. Ich hoffe, daß es mir nicht zur Sünde angerechnet wird, wenn ich auch an einem Priester tue, was leider meines Amtes ist.“

„Habt darüber keine Unruhe, guter Mann, und Gott lohne Euch Eure Freundlichkeit“, entgegnete Abbe Montmoulin. „Wenn Ihr könnt, so überbringt meinen Abschiedsgruß an meine liebe Mutter und Schwester und an deren Kinder in der Rue de la Colombe Nr. 21. Es scheint, man will mich so rasch fortführen, daß ich sie nicht noch einmal sprechen kann. Und es ist so auch besser. Was wäre es für ein Schmerz für meine arme Mutter, mich in diesem Anzuge zu sehen! Saget ihnen und den beiden Kindern meiner Schwester, ich werde täglich für sie beten.“

Die Rückkehr des Sergeanten beendete

das Gespräch. Abbe Montmoulin wurde nun dem Gouverneur des Gefängnisses vorgeführt, der ihm die gesetzlichen Bestimmungen vorlas und bedeutete, im Falle der Flucht und Wiederergreifung auf dem Boden Frankreichs habe ein Deportierter öffentliche Brandmarkung und lebenslängliche Zwangarbeit zu gewürtigen. Dann wurde der Priester von Gendarmen zum Gefängniswagen begleitet; einer derselben stieg mit ihm ein, der Sergeant setzte sich zu dem Kutscher auf den Bock, und fort ging es aus dem Gefängnishofe durch die Straßen der Stadt nach der Bahn.

Das Gerücht von der Begnadigung des Verurteilten und von seiner Überführung nach Marseille hatte sich rasch in der Stadt verbreitet, und Scharen von Vöbel waren an den Bahnhof geeilt, um den Pfarrer, den sie so gerne auf dem Schaffott gesehen hätten, wenigstens bei seiner Abreise zu verhöhnen. Als der Gefängniswagen am Bahnhof ankam, wurde er mit Heulen und Pfeifen empfangen. Kaum gelang es den Gendarmen, den Priester in das Bahngebäude zu retten.

„In die Laterne mit ihm!“ brüllte der Vöbel und Steine flogen von allen Seiten. Der Wurf eines Gassenjungen traf Abbe Montmoulin ins Gesicht, daß ihm das Blut herniedersief; dann geleitete man ihn durch eine Seitentüre und quer über den abgesperrten Perron rasch in den Wagen, der ihn nach Marseille bringen sollte. Man mußte ein Becken mit Wasser bringen, um ihm das blutige Gesicht zu waschen, und zufällig leistete ihm der Schaffner, der vor Gericht zu seinen Ungunsten ausgesagt hatte, der Küster sei mit dem Zuge abgereist, diesen Dienst.

Der Mann erschrak, als er den Priester erkannte. „Herr, ich glaubte nach meinem Gewissen ausgesagt zu haben“, sagte er. „Später sind mir doch Zweifel gekommen, ob ich mich nicht geirrt habe. Verzeiht mir, wenn ich Euch unrecht tat!“

„Ihnen und allen ist längst verziehen!“ sagte Abbe Montmoulin und drückte dem Schaffner die Hand.

Bald setzte sich der Zug in Bewegung. Durch das vergitterte Fensterchen des Verschlages, welcher für den Gefangenentransport eingerichtet war, sah Abbe Montmoulin noch einmal die Türme von Aix und dahinter die Felstuppe von St. Victoire, an deren Fuß sein Pfarrdorf lag und er sagte traurig:

„Auf Nimmer-Wiedersehen!“ Er meinte, der Schmerz wolle ihm das Herz brechen. Erst jetzt nach der Begnadigung kam er zum ruhigen Nachdenken und damit zum vollen Empfinden seines Schicksals. Der Sergeant, der ihm gegenüber seine kurze Pfeife rauchte, ließ ihm volle Zeit dazu. Abbe Montmoulin hatte sich alles so schön zurechtgelegt: den kurzen Weg zum Schaffott die letzte Losprechung, welche ihm der Priester auf dessen Stufen erteilen würde, die nochmalige Erklärung seiner Unschuld vor dem versammelten Volke, und dann einen raschen, vielleicht fast schmerzlosen Tod, nach welchem er der Lehre der Kirche gemäß mit Sicherheit auf die ewige Seligkeit rechnen durfte. Und nun sah er sich durch diese unglückliche Begnadigung so weit vom Hafen der Ruhe mitten in die Wogen des Lebens zurückgeschleudert. Und welch eines Lebens! „Ich Unglücklicher! Ich war der herrlichen Krone nicht würdig, nach welcher ich in eitler Selbstüberhebung die Hand ausstreckte“, lagte er in seinem Innern. Noch nie hatte er die Schwere des furchtbaren Opfers so empfunden, welches ihm die Pflicht des Beichtgeheimnisses auferlegt. Sie schien ihm jetzt fast unerträglich, und eine Art Verzweiflung drohte ihn zu umstricken. Mit aller Macht des Glaubens suchte er dagegen zu ringen; aber wenn auch der Wille in diesem Sturme der Verzweiflung nicht wankte, über die Bitterkeit des Gefühles hatte er keine Macht. Alles war ihm zum Ekel und Überdruß, und wie ein Wunsch ging es ihm durch die Seele: „Wenn doch der rastlos hinbrausende Zug an irgend einem Hindernis zerschellt und alles ein Ende hätte!“

Der fromme Priester erschrak über diesen unfreiwilligen Gedanken und flehte unwillkürlich mit Petrus: „Herr, rette mich, ich versinke!“ Und nun begann er zu beten. In der Nacht seiner an Verzweiflung grenzenden Trostlosigkeit rief er mit dem Psalmisten den ergreifenden Notschrei einer zum Tode betrübten Seele: „Aus der Tiefe, o Herr, schreie ich zu dir: Herr höre meine Stimme, und deine Ohren mögen achten auf den Ruf meines Flehens!“ (Ps. 128.) „Rette mich, o Gott, denn die Wasser dringen mir bis an die Seele! Fest stecke ich im Schlamme des Abgrundes und habe keinen Halt mehr. Ich treibe auf der Höhe des Meeres, und der Sturm verseucht mich. Ich ringe und schreie, und heiser

wurde meine Stimme, und mein Augenlicht versagt, da ich doch auf meinen Gott hoffe!" (Ps. 68.)

Zwei und zwanzigstes Kapitel Neu-Kaledonien

Abbe Montmoulin hatte sich sein Los unsäglich hart vorgestellt, als er auf dem Zuge Marseille zuführte; aber die Wirklichkeit war noch um vieles härter.

Schon in dem Gefängnisse zu Marseille, in welchem er einige Tage auf die Abfahrt des Schiffes zu warten hatte, bekam er einen Vorgesichtsmak dessen, was er auf der Reise selbst erdulden sollte. Der Priester hatte bisher seine eigene Gefängniszelle gehabt, in welcher ihn niemand in seinen Gedanken und Gebeten störte. Hier wurde er mit über hundert Leidensgenossen in einem gemeinsamen Raum gepfercht und konnte bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein sein. Und in was für eine Gesellschaft war er gekommen! Der Abschaum aller Gemeinheit und Schlechtigkeit umgab ihn. Diebe, Betrüger, Räuber, Seelenverkäufer, Mörder, Anarchisten — eine wahre Senkgrube moralischer Fäulnis! Schon der Anblick dieser von den schlimmsten und gemeinsten Lastern gebrandmarkten Gesichter war für einen edlen Menschen eine Qual. Viele litten infolge ihrer Laster an ekelhaften Krankheiten. Dann ihre schmutzigen Reden, ihre entsetzlichen Flüche und Lästerungen, in welchen sich der Hass gegen Gott und gegen die Menschen Lust mache!

Mit dem eigenen Spürsinn des Lasters hatten die Gefangenen im Nu heraus, daß der Neuangekommene, der bleich und erschrocken in ihre Mitte gestoßen wurde, keiner von ihnen sei, und er war schon darum aller Feind.

„Hallo!“ rief ihm ein Trunkenbold aus Lyon zu, der im Rausche sein Weib erwürgt hatte, und glotzte ihn aus seinem aufgedunstenen Gesichte an. „Was haben wir denn da für ein sauberes Prälänzchen? Seht euch einmal die feinen Händchen an, die noch niemals auch nur einen Schnaps verdient haben! Und das Gesichtchen — ein Bruder, wie er im Buche steht!“

„Es wird mir übel, wenn ich den Kerl nur anschehe“, sagte ein Einbrecher aus Toulon, „er riecht so nach Wachskerzen und Weihrauch! Soll mich der Kuckuck holen, wenn es nicht ein Küster oder gar —“

„Natürlich ist es ein Pfaff!“ rief ein Pariser Beutelschneider, der sich hinter Abbe Montmoulin geschlichen hatte. „Seht nur seine Tonsur! Hahaha! Jetzt wird es lustig, Brüder! Der Pfarrer soll uns predigen und eine feine Choralmesse singen!“

„Ein Pfarrer! Ein Abbe!“ heulte und höhnte die Schar. Und sofort begannen etliche das Requiem zu plärren, und ein infamer Mensch kniete sich vor Abbe Montmoulin nieder und begann unter dem wiehernden Gelächter der Bande zum Hohn ein Sündenbekenntnis, daß sich der entsetzte Geistliche schamrot die Ohren zuhielt, während andere von ihm wissen wollten, was er denn sonderlich Frommes getan habe, daß er der Ehre ihrer Gesellschaft gewürdig sei. Kurz, es war ein Höhnen und Lästern, daß der arme Pfarrer von St. Victoire unwillkürlich der Qual gedachte, welche eine verlorene Seele in der entsetzlichen Gesellschaft der Verdammten zu leiden hat. „Das ist ja die Hölle auf Erden!“ sagte er schaudernd zu sich.

Fünf Tage hatte er in dem Gefängnisse von Marseille zu warten; dann wurden die Deportierten an Bord des Kanonenbootes „Durance“ gebracht. Zwei und zwei zusammengeschlossen, wurden sie von einer starken Gendarmerieabteilung durch die Straßen zum Hafen geleitet. Abbe Montmoulin sah unterwegs einen Priester, den er kannte, aus einer Kirche treten. Der Priester musterte mit traurigem Blicke den langen Zug der Verurteilten und suchte offenbar den Pfarrer von St. Victoire, von dessen Verbrechen und „Begnadigung“ alle Blätter voll waren. Jetzt erkannte er ihn, mehr an seinem verschämten, bescheidenen Benehmen als an den durch sein Unglück im Laufe eines Monats um viele Jahre gealterten Jügen, und hob entsetzt die Hände empor. Erröternd schlug Abbe Montmoulin seine Augen nieder: es war das letzte Zeichen von Mitleid, das er für lange Zeit sehen sollte.

An Bord der „Durance“ wurden die Verurteilten alsbald in den unteren Schiffsräum geführt und eng zusammengepfercht auf harten Pritschen an Ringe angeschlossen. Solange das Schiff im Hafen blieb, durften sie nicht mehr auf das Deck. Und nun denke man sich diese von Hass und allen bösen Leidenschaften erfüllten Menschen in dem fast dunkeln und engen Raum! Und als endlich nach langen Stunden die Maschine zu stamp-

sen und die Schraube zu rauschen anfing und das Schiff, von den Wogen erfaßt, die ein steifer Südwest ihm in die Flanke warf, zu wiegen und zu rollen begann, stellte sich die jammervollste Seekrankheit ein, doppelt ekelhaft in dem überfüllten Schiffssräume bei den rohen Verbrechern. Die Leiden, welche Abbe Montmoulin jetzt zu erdulden hatte, entziehen sich jeder Beschreibung.

Glücklicherweise trat nach einigen fast unerträglichen Tagen ruhigeres Wetter ein, und es wurde den Sträflingen gestattet, wenigstens einige Stunden aus dem Borderteile des Verdeckes zuzubringen. Die „Durance“ hatte den Kanal von Suez zurückgelegt und dampfte auf dem Roten Meer südwärts. Die Hitze wuchs, und in dem vollgepferchten Schiffsräume konnte man es kaum aushalten. Es war Abbe Montmoulin jedesmal, als sei es ihm unmöglich, sein Los weiter zu ertragen, so oft die Aufseher den ganzen Schwarm der Gefangenen die Schiffstreppen hinab in den schlecht gelüfteten, von dem ekelhaften Geruche der Seekrankheit erfüllten Raum trieben. Schon drei seiner Unglücksgefährten hatten sich über Bord gestürzt, um der Qual zu entgehen, und wenn der Priester nicht so fest im Glauben an Gott, den alleinigen Herrn über das Leben, und an die Ewigkeit gestanden hätte — es wäre wohl auch an ihn die entsetzliche Versuchung des Selbstmordes herangetreten.

Als das Schiff den Indischen Ozean erreichte und nun die weite Bahn nach der Südküste von Australien steuerte, warfen ihn endlich Elend und Traurigkeit so ernstlich aufs Krankenlager, daß der Schiffsarzt Nr. 5348 in eine etwas bessere, abgesonderte Koje zu legen befahl. Wochenlang schwiebte er in hitzigem Fieber zwischen Leben und Sterben. Der Arzt, der ihn in seinen Fieberphantasien beobachtete, konnte sich nicht genug über die frommen und reinen Bilder wundern, welche den Kranken beschäftigten. Er predigte in seiner Pfarrkirche und namentlich über die Pflicht des Beichtgeheimnisses; er erklärte den Kindern den Katechismus, und wiederum redete er von Beicht und Beichtgeheimnis; er verkehrte mit seiner Mutter und war voll kindlicher Liebe und Einfalt; einmal stand er auch in seinem Fieberwahne vor Gericht und war sehr aufgeregt. „Sie werden mich verurteilen“, stammelte er, „und ich darf ihnen doch nicht sagen, wer es getan hat.“ Der Arzt kam zur Überzeugung,

dß der Kranke unschuldig sein müsse, und sprach dieselbe dem Kapitän gegenüber ganz entschieden aus. Der Kapitän zuckte die Achseln und sagte: „Nummer 5348 ist der Pfarrer von St. Victoire, dessen Prozeß ich zufällig ausführlich im „Figaro“ gelesen habe. Es war mir kein Zweifel, daß die Schuld erwiesen sei. Ich gebe zu, daß ich mir nicht erklären kann, wie der Mann auch in den Fieberphantasien die Rolle des Heuchlers weiterspielt. Aber selbst gesezt, er wäre wirklich unschuldig, so können wir sein Schicksal nicht ändern. Auf Ihre psychologischen Gründe hin wird kein Gerichtshof Frankreichs oder der Welt den Prozeß neu aufnehmen.“

„Aber wir können doch vielleicht etwas dazu beitragen, sein Los zu erleichtern“, erwiderte der Arzt.

„Ich nicht. Ich habe das Kommando meines Schiffes, und in andere Sachen mische ich mich nicht. Reden Sie meinen wegen mit dem Kommandanten der Strafanstalt auf der Insel Nu, an den ich die Sträflinge abzuliefern habe, auf die Gefahr hin, von ihm ausgelacht zu werden. Damit ließ der Kapitän den Schiffsarzt stehen und schritt auf seine Kajüte zu.

Die „Durance“ näherte sich jetzt der Bassstraße, welche die Südostspitze Australiens von Tasmanien trennt. Ange-sichts des Vorgebirges Wilson, das weit in die breite Durchfahrt hineinragt, konnte Abbe Montmoulin an der Hand des Schiffsarztes endlich wieder das Verdeck betreten.

„Ist das der Strand meiner neuen Heimat?“ fragte er traurig lächelnd.

„Es ist die südlichste Spitze Australiens. Wir sind immer noch drittthalbtausend Kilometer von Neu-Kaledonien entfernt. Ich meine lange, Sie würden den Ort Ihrer Bestimmung nicht erreichen; jetzt aber hat Ihre Natur doch gesiegt. Wie befinden Sie sich in dieser erquickenden Seeluft?“

„Gut; ich danke. Ohne Ihre große Sorge läge ich jetzt auf dem fühlten Grunde des Meeres begraben.“

„Und Sie denken, es wäre besser für Sie, wenn Sie gestorben wären? Ich begreife das.“

„Ich denke, es ist so besser, wie es Gott gefügt hat; doch leugne ich nicht, daß ich den Tod meinem Los vorzöge, wenn ich nur auf die Stimme der Natur hörte“, antwortete der Priester.

„Ich freue mich dennoch, daß es mir ge-

lungen ist, Sie zu retten“, entgegnete der Arzt. „Ich glaube nämlich an Ihre Unschuld und hoffe, daß dieselbe eines Tages offenkundig werde.“

Ein freudiges Licht brach aus dem Auge des Gefangenen „Gott vergelte Ihnen dieses Wort!“ sagte er, dem Arzte dankbar die Hand drückend. „Es ist der erste menschliche Trost, der mir seit Wochen zu teil wird. Ich wage zwar nicht zu hoffen, auf Erden Gerechtigkeit zu erwarten, um so sicherer aber erwarte ich sie im Jenseits.“

Der Arzt verließ den Genesenden, um ihm die Gefühle nicht zu verraten, welche diese Antwort in seinem Herzen hervorrief. Wie so viele Ärzte hatte auch er an den Hochschulen durch die vergiftete Lehre ungläubiger Professoren Schiffbruch an seinem Glauben gelitten. Jetzt mußte er sich sagen: „Es ist doch etwas Erhabenes um den Mut, mit dem der Glaube an einen gerechten Gott und an die Unsterblichkeit der Seele den Menschen erfüllt! Ich möchte einen Ungläubigen an der Stelle dieses Priesters sehen. Wie lange schon hätte er in Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht! Und wenn ich mich nicht täusche, ist irgend ein Pflichtgefühl die Ursache seines Schicksals.“ Hätte Abbe Montmoulin geahnt, daß seine Geduld die erste Veranlassung zur Bekehrung dieses Mannes sein sollte, die sich freilich erst viel später vollzog, es wäre ihm das ein noch weit größerer Trost gewesen als dessen freundliches Wort.

Weiter eilte die „Durance“, jetzt in nordöstlichem Laufe, und endlich tauchten die Berge Neu-Kaledoniens aus den Wogen der Südsee empor. Jetzt, am fünfzigsten Tage der Fahrt, wurde der weiße Gesichtfranz der Korallenriffe sichtbar, welche die Insel umwallen. Auf ein Kanonensignal kam in schwankem Boote ein Lotse, um das Schiff durch die gefährliche Einfahrt zu steuern, und endlich ging der Dampfer auf der Reede zwischen der Halbinsel Ducos und dem Eiland Nu vor Anker. Die Sträflinge wurden auf dem Verdeck aufgestellt; auch Abbe Montmoulin mußte in ihre Reihe treten, gefesselt wie der gemeinste von ihnen. Um Strand hin dehnten sich langgestreckt die Baracken der Strafanstalt, rechts und links drohten die Kanonen der Forts, den Hintergrund bildeten die fahlen Hügel der kleinen Insel. Weiter nach links, hinter der Bai, an welcher Port de France liegt, die Hauptstadt

Neu-Kaledoniens, die vom Schiffe aus nicht gesehen werden konnte, erhoben sich die wilden Felskuppen der großen Insel hoch in die Wolken. Die glühende Tropensonne warf ihr blendendes Licht auf das fremdartige Landschaftsbild, und der Gedanke: „So ferne der Heimat!“ bemächtigte sich wohl auch des rohesten unter den Verbrechern. Abbe Montmoulin wenigstens ging ein Stich durchs Herz beim Gedanken an das ferne Frankreich mit seinen Lieben. War es ja fast um die Hälfte des Erdenrundes von ihm getrennt, und er durfte nicht hoffen, dasselbe jemals wiederzusehen.

Es blieb aber für den Augenblick wenig Zeit, diesem traurigen Gedanken nachzuhängen. Der Kommandant von Nu kam an Bord, um die Sträflinge zu übernehmen. Mann für Mann wurde von ihm inspiziert, oder vielmehr „Nummer für Nummer“, auch Nummer 5348.

Der Sträfling war auf der Überfahrt schwer frank“, bemerkte der Schiffsarzt. „Er scheint auch sonst nicht an schwere Arbeit gewöhnt. Ich möchte ihn für den Anfang wenigstens zu Dienstleistungen im Spitäle empfehlen.“ Dann fügte er leise bei: „Es ist ein Priester, und ich halte ihn für unschuldig.“

Der Kommandant zog unwillig die Augenbrauen zusammen und erwiederte trocken: „Nummer 5348 wird behandelt wie alle andern. Wer uns von den französischen Gerichten als schuldig zugeschickt wird, muß uns als schuldig gelten. Ein Priester, der seinen Stand entehrte, hat am allerwenigsten ein Unrecht auf mildere Behandlung. Ich werde ihn vom Oberarzt des Spitals untersuchen lassen und danach handeln.“

Nach diesen halblaut gesprochenen Worten, welche Abbe Montmoulin hörte, wandte sich der Kommandant an die Sträflinge und rief: „Achtung! Man hat euch von Frankreich herüber uns nicht zugeschickt, daß ihr in süßem Nichtstun auf Staatskosten lebt, und ich verspreche euch, wer sich dem strammen Reglement nicht fügen will, der soll unter mir ein Hundeleben haben. Man wird ihn krummgeschlossen in die Sonne legen, daß er meint, er liege in einer Bratpfanne. Verstanden? Wer sich fügt und willig zur Arbeit zeigt, soll es verhältnismäßig erträglich haben. Also wählet! Noch eines: Es könnte euch, wie schon manchem, der Gedanke kommen, einen Fluchtversuch zu machen. Ganz gut. Ich gebe euch dabei nur folgendes zu be-

denken: 1. Die Wachtposten haben scharf geladen und Befehl, jeden flüchtigen Sträfling niederzuschießen. 2. Das nächste Land, die Küste von Australien, liegt über 1000 Kilometer nach Westen; wie sie diesen Strand ohne Fahrzeug und ohne Nahrungsmittel für wenigstens acht Tage erreichen wollen, ist die Sache der Flüchtlinge. 3. Bleibt noch das Innere Neu-Kaledoniens, in welches schon einige gute Schwimmer entkommen sind. Nun, Glück auf die Fahrt! Die meisten wurden von den wilden Kanaken aufgefressen, der Rest kehrte halbverhungert an die Küste zurück und überließ sich den französischen Posten. Und ich versichere euch, sie wurden regelmäßig so empfangen, daß ihnen alle Lust für eine zweite Ferienreise verging. — Verstanden? — Rechts um! Marsch!"

Die „Durance“ hatte sich an die Landungsbrücke gelegt, und die Sträflinge schritten nun Mann für Mann, von Soldaten abgeholt und begleitet, am Kommandanten vorüber den von hohen Palisaden umgebenen Baracken zu. Über 1000 Sträflinge hatten in denselben auf harten Pritschen ihr Nachtlager. Die zufällig Anwesenden begrüßten die neuen Ankömmlinge mit düstern, spöttischen Blicken und manchem Fluchworte. Und erst als am Abende die Masse der Sträflinge zurückkehrte, welche den Tag über kompagniereise in den Gärten und an den Straßenbauten unter Aufsicht der Wachmannschaften gearbeitet hatte, und den unlieben Zuwachs vorsand, welcher Lust und Raum noch mehr bechränkte, brach ein Sturm des Zornes und Angers aus, wie er nur bei rohen Verbrechernaturen möglich ist. Es gab jetzt wieder Szenen, welche an den Auftritt im Gefängnis von Marseille erinnerten, und aller Hohn wurde in doppeltem Maße dem „Pfarrer“ zugemessen. Selbst unter den Wächtern fanden sich Menschen, die ihren Haß gegen Priester und Religion den schuldlos Verurteilten entgelteten ließen. Und dieses wahre Höllenleben sollte nun fort und fort andauern — wie viele Jahre?!

Der Oberarzt, welcher Nummer 5348 untersuchte, fand keinen Grund, dieselbe von dem gewöhnlichen Reglement zu entbinden. So mußte Abbe Montmoulin schon am folgenden Morgen mit der Schaufel auf der Schulter eine Abteilung begleiten, welche an einem Fahrwege nach der Spitze des höchsten Hügels zu arbeiten hatte, der einen Observations-

posten trug. Auch dem stärksten Arbeiter, dessen schwielige Hände Hacke und Schaufel zu führen verstanden, wurde die harte Arbeit unter der glühenden Tropensonne fast unerträglich. Abbe Montmoulin brach unter ihr schon am ersten Tage beinahe zusammen; keuchend, in Schweiß gebadet und mit blutigen Händen kehrte er am Abende zu den Baracken zurück; er war so elend, daß er von den schlecht gekochten Yamswurzeln, die ihm ein Wächter in den Napf warf, kaum etwas kosten konnte. Wie gerädert legte er sich auf die harte Pritsche und fand doch stundenlang keinen Schlaf. Der Rosenfranz, den er heimlich betete, während rings um ihn her gelästert wurde, war sein einziger Trost. Und am nächsten Morgen mußte er wiederum beim Trommelschlag auf und antreten und hinaus zur Arbeit mit seinen blutigen Blasen an den Händen, und er dachte: „Nun, lange werde ich es nicht aushalten! Ein barmherziges Fieber wird mich wohl bald aus diesem Jammer befreien!“

Aber nein, er hielt es aus. Von Tag zu Tag besser. Seine an sich kräftige Natur gewöhnte sich an das Klima und die harte Arbeit, besser sogar als viele seiner anscheinend viel stärkeren Gefährten, deren Gesundheit schlimme Leidenschaft unterwühlt hatte. Als die Regenzeit eintrat, hatte zwar auch er ein paar Anfälle von Fieber, und er mußte einmal einige Tage ins Spital, das von den Josephschwestern von Cluny versehen wurde. Allein er genas rasch wieder, so rasch, daß nicht einmal sein sehnlichster Wunsch sich erfüllte, die heilige Kommunion empfangen zu können. Er hatte einer der Schwestern seinen Stand entdeckt; aber die gute Seele, welche von den Sträflingen schon so oft hintergangen worden war, glaubte ihm nicht. „Wie wäre es auch möglich, daß ein Priester unter die schlimmste Klasse der Deportierten fäme?“ dachte sie und wandte sich entrüstet von dem sonnenverbrannten Manne mit dem verworrenen Bart ab. Bitter schmerzte den Pfarrer das Misstrauen der Ordensfrau. „Du gehörst nun einmal zum Auswurfe der Menschheit“, sagte er sich. „Lerne doch endlich dich fügen und auf jede Hoffnung hinentreden verzichten!“

Ein Jahr verging. Man schickte Nummer 5348 mit andern Nummern an die östliche Neu-Kaledonien in die Kupferminen von Balaab. Woche auf Woche

und Monat auf Monat schob Abbe Montmoulin in der Reihe mit den andern seinen Schiebkarren voll zu Tage geförderten Erzes in die Stampfhütten. Ein zweites Jahr war verflossen; er zählte schon lange die Wochen und Monate nicht mehr. Das dritte Jahr war schon weit vorgeschritten. Er dachte nicht mehr daran, daß es jemals anders werden würde. Wie viele seiner Unglücksgefährten waren schon gestorben und ohne Klang und Sang am Rande des nahen Urwaldes begraben! Wann würde man auch ihn unter der riesigen Baniane, welche die kreuzlosen Rajen-hügel beschattete, endlich zur Ruhe betten? Er hatte nur noch einen Wunsch: daß ihm einer der Mariistenmissionäre von Balaad in seiner Todesstunde beistehen und die heiligen Sakramente reichen möchte.

Aber auch dafür hatte er nur geringe Aussichten. Die Missionäre wären ja freilich mit Eifer den ziemlich weiten Weg an das Sterbelager eines jeden der Sträflinge geeilt; allein die Wärter und die Wache nahmen sich die Mühe nicht, einen Boten nach der Mission zu senden. Um dennoch dieses letzten Glückes, wenn immer möglich, nicht verlustig zu gehen, wandte sich Abbe Montmoulin an einen der christlichen Kanaken, welche als Arbeiter an dem Stampfwerke der Minen verwendet wurden, und bat ihn, ihm heimlich ein Blatt Papier und einen Bleistift zu verschaffen. Mehr vermittelst Zeichen als vermittelst Worte machte er dem Eingeborenen seinen Wunsch klar und bewog ihn durch einige Sous, die den fügsamen Sträflingen für Tabak gegeben wurden, die Botschaft auszurichten. Er schrieb auf den Zeichen in lateinischer Sprache an den Obern der Mission von Balaad einige Zeilen, in denen er denselben um der Liebe Christi willen bat, einem schwer franken Priester, der als Nummer 5348 unter den Sträflingen der Kupferminen zu finden sei, im letzten Kampfe beizuspringen.

„Wenn ich nun vom Fieber ergriffen werde“, sagte er zu sich, „wird sich wohl ein Mensch finden, der für meine ersparten Sous diesen Zettel den Mariistenpatres bringt, und so kann ich mit Ruhe mein letztes Stündchen erwarten. Oder soll das Opfer, welches mir das Beichtgeheimnis auferlegte, so weit gehen, daß ich sogar im Tode des Trostes der heiligen Sakramente entraten muß?!

— Wie Gott will!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Ein unerwarteter Besuch

In Alix hatte man inzwischen den Abbe Montmoulin beinahe vergessen. Drei Jahre sind eine lange Frist in unserer raschlebigen Zeit, in welcher sich die Ereignisse drängen. Nicht einmal die antiklerikalen Blätter redeten mehr von dem Skandal von St. Victoire.

Es war ein stürmischer Februarabend des Jahres 1891. Der Rechtsanwalt Meunier arbeitete noch beim Lampenlicht in seinem Bureau an einem schwierigen Wasserrechtsprozesse, den er nach wenigen Tagen vor Gericht führen sollte. Mit einem Blicke nach den Fenstern, an welche der Wind Schnee und Regen trüb, wollte er eben seine Mappe schließen und Feierabend machen, als der Diener eintrat und einen Fremden in dringenden Geschäften meldete.

„Um diese Stunde und bei diesem Wetter ein Fremder!“ sagte der Rechtsanwalt erstaunt. „Wie ist sein Name?“

„Er wollte sich mir nicht nennen“, antwortete der Diener. „Herr, wenn ich raten dürfte, so würde ich bitten, lassen Sie den Menschen nicht ein. Er ist zwar ordentlich gekleidet, aber hat in seinem Wesen etwas Wildes, Unruhiges.“

Herr Meunier nahm eine Prise und überlegte einen Augenblick. Dann entschloß er sich, den Fremden doch vorzulassen. „Aber bleiben Sie in der Nähe, Jean“, sagte er und stellte sich an den Kamin, mit dem Rücken vor das slackende Holzfeuer.

Der Fremde trat ein und näherte sich in sichtbarer Aufregung dem Rechtsgelehrten. Kaum sah dieser im Lichte des Kaminsfeuers das Gesicht des Eintretenden, so zuckte er unwillkürlich zusammen.

„Sie sind der Rechtsanwalt, welcher vor drei Jahren den Pfarrer von St. Victoire vor Gericht verteidigte?“ fragte der Fremde, unruhig seinen grauen Filzhut in den Händen drehend.

„Zu dienen! Und Sie glaube ich kennen zu müssen, obwohl ich Sie meines Wissens niemals von Angesicht gesehen habe“, antwortete Meunier.

„Ganz recht. Die Säbelnarbe quer über mein Gesicht macht mich leicht kenntlich. Ja, ich bin der Küster Loser, dem Sie damals umsonst nachgespürt haben!“

Der Rechtsanwalt sagte anfangs keine Silbe. Er sah es dem bleichen, in heftigem Seelenkampf arbeitenden Gesichte

des Mannes an, daß derselbe des Willens war, ein Geständnis abzulegen. Man hörte einige Augenblicke nichts als das Knistern des Feuers, das Ticken der Standuhr und das Prasseln des Regens wider die Fenster. „Herr Loser“, sagte endlich der Rechtsanwalt ernst, „Sie wollen mir etwas sagen?“

„Ja. Darum bin ich den weiten Weg von Valparaiso in Südamerika herübergekommen. Und jetzt, da ich vor Ihnen stehe, will es mir nicht über die Lippen.“ Er stockte und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Dann sagte er mit heiserer Stimme: „Der Pfarrer ist unschuldig: — ich hab' es getan!“

Die furchtbare Anstrengung, die dem Manne dieses Geständnis gefestet, löste sich in einem krampfhaften Weinen. Herr Meunier schob ihm einen Stuhl hin, auf den sich Loser ganz vernichtet setzte; es dauerte lange, bis der Fremde sich soweit erholt, daß der Rechtsanwalt mit ihm reden konnte.

„Und von Südamerika sind Sie herübergekommen, um dieses Geständnis abzulegen?“ fragte endlich Herr Meunier, dem Zweifel über den Geisteszustand seines Besuchers aufstiegen. „Was hat Sie dazu bewogen?“

„Genugtuung, Sühne will ich leisten“, stöhnte der Mann. „Es läßt mir keine Ruhe!“

Der Rechtsanwalt dachte an das schreckliche Los, das er von dem unschuldigen Priester und dessen Familie nicht hatte abwenden können, weil es ihm nicht gelungen war, den Mann aufzuspüren, der jetzt vor ihm saß und der, so schien es ihm, alles getan hatte, um den Verdacht der blutigen Tat auf den Schuldlosen zu lenken, und Unwillen erfüllte sein Herz. Anderseits erregte der Anblick des von Gewissensbissen übermannten Verbrechers, welcher sich zur Sühne bereit erklärte, sein aufrichtiges Mitleid. Diese beiden Gefühle kämpften in seinem Innern. Endlich sagte er nicht bitter, aber doch vorwurfsvoll: „Sie kommen leider spät mit Ihrer Selbstanklage. Wie wollen Sie jetzt genugtun für den Jammer, den Sie über den armen Abbe Montmoulin und dessen greise Mutter gebracht haben?“

Loser sprang auf und rang die Hände. „Mein Gott!“ rief er, „das sage ich mir ja selbst Tag und Nacht! Haben Sie Erbarmen mit mir! Genugtuung werde ich freilich nicht können, aber doch Sühne leisten, indem ich mein Haupt unter das

Fallbeil lege!“

Das Mitleid siegte im Herzen des Rechtsanwalts. Er reichte Loser die Hand und sagte: „Verzeihen Sie. Ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Übrigens können Sie doch in der Hauptache noch Genugtuung leisten. Glücklicherweise ist ja Abbe Montmoulin nicht hingerichtet worden. Soviel ich weiß, lebt er noch in Neu-Kaledonien. Auch seine Mutter und Schwester sind noch am Leben. Und das Argernis, das sich an den Namen des guten Pfarrers von St. Victoire geknüpft hat, kann durch Ihr Geständnis jedenfalls gutgemacht werden. Hätten Sie sich doch nur früher, als der Prozeß gegen den Unschuldigen geführt wurde, zu dieser edlen Tat aufraffen können!“

„Nicht im entferntesten dachte ich daran, daß der Verdacht eines Mordes auf Abbe Montmoulin fallen könnte, als ich das Schiff bestieg, welches mich nach Buenos Aires brachte, während hier die Untersuchung geführt wurde“, sagte Loser. „Zudem glaubte ich damals ganz sicher, der Priester würde in diesem Falle wenigstens aussagen, er habe mich gesehen oder ich hätte bei ihm gebeichtet; ja ich hielt es für ganz wahrscheinlich, daß er sich einem Beichtkinde gegenüber, welches sich inzwischen durch die Flucht in Sicherheit gebracht hatte, zum Beichtgeheimniß überhaupt nicht für verpflichtet hielt. Meinte ich doch, was die Geistlichen vom Beichtgeheimniß predigten, sei eitel Geslunker und die Beicht selbst nur von den Priestern erfunden, um irdischen Nutzen daraus zu ziehen, wie ich in schlechten Schriften und Zeitungen gelesen hatte. So dachte ich damals und schalt mich einen Toren, daß ich in der ersten Angst und Aufregung nach meiner unseligen Tat gebeichtet hatte.“

„Also doch, wie der Herr Regens und ich vermuteten“, rief der Rechtsanwalt. „Abbe Montmoulin wurde verurteilt als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!“

„Als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!“ wiederholte schmerzlich bewegt Loser. „Und das hat mich auch zur Bekehrung und zum Entschluß gebracht, nach Möglichkeit Genugtuung und Sühne zu leisten. Hören Sie!“ Und nun erzählte Loser, wie er damals nach Buenos Aires entkommen war. Bei der Landung habe er gefürchtet, an seiner Narbe erkannt und verhaftet zu werden; denn er habe damals als ziemlich sicher angenommen, Abbe Montmoulin werde ihn mittelbar

oder unmittelbar der Polizei als Mörder verraten haben. Zu seiner Verwunderung sei ihm aber nichts geschehen, und er habe sich sofort einer Gesellschaft von Italienern angeschlossen, welche den Weg durch die Pampas nach den Silberbergwerken von Potosi in Bolivia einschlugen. Durch fabelhaftes Glück habe sich sein Geld verzebnacht, ohne ihm Ruhe und Zufriedenheit zu bringen. Nach manchen Kreuz- und Querzügen habe er endlich die Anden überstiegen und sich voriges Jahr in der Nähe von Valparaíso in Chile eine Hacienda gekauft, da er geglaubt habe, über seine Tat, von welcher er nie mehr etwas gehört hatte, sei längst Gras gewachsen, und er dürfe unter verändertem Namen nun endlich ruhig seinen Raub genießen. Er hatte sich getäuscht: der Mord ließ ihm keine Ruhe. Er fand keine Freude an dem schönen, herrlich gelegenen Landgut mit dem Blicke auf die zauberhafte Bucht von Valparaíso und die eisgefrönten Gipfel der Anden; die edlen Rosse, die er auf seinen Weideplätzen züchtete, machten ihm keine Freude; das viele Geld, das ihm sein Verwalter vorzählte, und die reichen Zinsen, die ihm die Summen einbrachten, welche in den Salpetergruben von Tarapaca angezogen waren — nichts machte ihm Freude. Um die innere Unruhe, wie er meinte, zu beschwichtigen, kam er auf den Gedanken, sich Gewissheit über die Folgen seiner Tat zu verschaffen, indem er unter seinem angenommenen Namen an eine bekannte Südrüchtehandlung in Uitz schrieb, eine Kiste getrockneter Provence-pflaumen bestellte und den Wunsch aussprach, man möge ihm die letzten drei Jahrgänge des „Provencalen“ gegen Berechnung mit in die Kiste legen. Er werde so zugleich mit den süßen Früchten seiner Heimat im fernen Chile manche liebe Erinnerung genießen können, — hatte er in seinem Briefe gesagt. Mit Freuden entsprach der Kaufmann dieser Bitte, in der Überzeugung, dem fernen Landsmann einen doppelten Genuss zu verschaffen.

„Zwei Tage vor Weihnachten kam die Kiste aus Uitz an“, erzählte Loser. „Ich sperrte mich mit dem Stoße alter Zeitungen in meinem Zimmer ein, und nach kurzem Suchen hatte ich das Datum des verhängnisvollen 20. Februar gefunden. In dem folgenden Blatte stand der erste Bericht des Mordes von St. Victoire

und der Verhaftung des Pfarrers Montmoulin! Ich war wie vernichtet. Spaltenlange Aufsätze voll Hohn und Bosheit über den eifrigen Seelenhirten von St. Victoire folgten nun Blatt für Blatt. Die schwersten Verdachtsgründe gegen den Priester wurden angeführt, die Verhaftung seiner Mutter und Schwester mitgeteilt. Endlich fand ich die Hauptverhandlung — zwölf eng gedruckte Spalten —, zitternd suchte ich das Urteil; da stand es, und die Sinne wollten mir vergehen: *Z u m T o d e v e r u r t i l t!* „Herr, Sie glauben nicht, wie mir diese Worte durch die Seele schnitten! Ich weiß nicht, wie lange ich im Zimmer hin und her lief, bis ich endlich die Ruhe so weit erlangt hatte, daß ich die Verhandlung lesen konnte. Es war Mitternacht, bevor ich zu Ende kam. Also in der Tat: Abbe Montmoulin hatte mit keiner Silbe angedeutet, was ich ihm gebeichtet, ja nicht einmal, daß ich ihm gebeichtet, oder auch nur, daß er mich gesehen hatte, und zwar weil er in zarter Gewissenhaftigkeit schon darin eine Verlezung seiner priesterlichen Pflicht zu begehen fürchtete! Ja nicht einmal den Verdacht der Tat hatte er in irgend einer Weise von sich auf mich abzulenken gesucht! Und er schwieg, obwohl sein Schweigen für ihn Schmach und Tod, für seine Mutter das bitterste Leid und für Ungezählte das schwerste Ärgernis bedeutete! Das alles stürzte auf mich ein — ich war wie zermalmt, als ich endlich die lange Verhandlung durchgelesen hatte. Ich weinte wie ein Kind.

„Dann griff ich wieder zu den Zeitungen, um das Ende zu finden. Es folgten spaltenlange Artikel über den Prozeß, voll Hohn auf Sie, den Verteidiger, und auf Ihren mißglückten Versuch, den Priester durch den Hinweis auf das Weichtgeheimnis und auf den ganz ähnlichen Fall in Polen zu retten — und doch hatten Sie das Richtige vermutet! Es folgten Aufsätze, welche den Skandal von St. Victoire zu antiklerikalischen Zwecken benutzten und welche die Kirche und ihre Diener mit Hohn und Spott bewarfen. Endlich fand ich in einem Blatte mit Fettchrift die Worte: „*B e g n a d i g u n g d e s R a u b m ö r d e r s v o n S t . V i c t o i r e*“ und atmete ein wenig auf — aber die Begnadigung laufete nur auf Deportation nach Neu-Kaledonien.
(Schluß folgt.)

Karol I. und des Kronprinzen vor 15 Jahren der Kirche den Krieg bis aufs Messer erklärte, ihre Bischöfe steinigte, ihre Klöster plünderte und ihre Gläubigen verfolgte.

Vom Katholizismus in Japan. Die Gesamtzahl der Einwohner Japans beträgt 59 736 704, davon sind drei Viertel praktisch religionslos. Die letzte katholische Statistik spricht von 83 000 Katholiken und 202 Kirchen, die von 120 Priestern betreut werden. Im Jahre 1919 errichtete Papst Benedikt XV. eine apostolische Delegatur in Japan. Der gegenwärtige Kaiser Hirohito steht dem Katholizismus und dem Papsttum sehr wohlwollend gegenüber. Die Errichtung einer japanischen Gesandtschaft beim Vatikan, für welche die japanische Regierung bereits im Januar 1923 vom Parlament einen Kredit forderte, wurde einstweilen noch durch buddhistische Treibereien verhindert. Vor dem Zentralrat des Werkes der Glaubensverbreitung erklärte Kardinal van Rossum, Präfekt der Propagandakongregation, bald werde auch Japan seinen einheimischen Episkopat besitzen. Die Auserwählten sollen gleich den chinesischen Bischöfen in Rom konsekriert werden. Das von den japanischen Oratorianern Iwasaki und Totsuka errichtete Oratorium in Tokio beginnt Früchte zu tragen: ihm ist dort die Gründung eines katholischen Studentenvereines an der Kaiserlichen Universität zu danken. Wie die „Allgemeine Rundschau“ berichtet, hat Professor Tanaka, der vor einiger Zeit zur katholischen Kirche übertrat und an der Universität in Tokio lehrt, ein Buch über seinen Aufstieg zur Kirche veröffentlicht: interessant ist, daß in zwei Wochen die ganze Auflage vergriffen war! Bemerkenswert ist auch, daß die japanische Baronesse Kawada Sueko, eine Tochter aus altem japanischen Adel, in den reformierten Bisterzisterzienserorden (Trappistinnen) eingetreten ist. Laut „Croix“ ist auch der Sohn des japanischen Botschafters in London, Matsui, zum Katholizismus übergetreten; zugleich mit ihm mehrere seiner Mitstudenten, sowie einer ihrer Professoren. Admiral Yamamoto, der Führer der japanischen Katholiken, war Taufpate der Konvertiten.

Mexiko. Die Opfer des Religionskrieges. Nach einer Meldung aus Mexiko wird die Zahl der Opfer des seit August 1926 andauernden Religionskrieges auf rund 8000 Tote und 15 000 Verletzte geschätzt.

Briefauszüge

Sommerach: Der schmerzhaften Muttergottes, dem hl. Antonius und der hl. Rita sei Dank für Erhörung und Befreiung von einem schmerzhaften Leiden und für glücklichen Verlauf einer Entbindung.

Herrheim: H. B.: Nach einer Novene zur hl. Muttergottes und Anwendung von Lourdeswasser erlangte ich Hilfe in schwerem Beinleiden.

Dem hl. Joseph und der kleinen hl. Theresia innigen Dank für treue Hilfe. Es wurden durch ihre Hilfe hervorragende Leistungen im Studium erzielt. Veröffentlichung war versprochen und kleines Missionsalmosen.

Leitmeritz: K. . . . als Dank für wiedererlangtes Gehör.

Talheim: Dem hl. Joseph und dem hl. Antonius sei Dank für Hilfe in einem Anliegen.

Schifferstadt: C. M.: Geld erhalten und besorgt.

Heilbronn: Dank dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Hilfe.

Nürnberg: R. M.: Innigen Dank der hl. Gottesmutter dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für auffallende Hilfe. Heidenkind war versprochen.

Ludwigshafen: Für Erhörung nach vierjährigem Leiden danke ich dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia vom Kinde Jesu.

München: Durch die Fürbitte des hl. Antonius wurde mir in zwei Anliegen wunderbar geholfen.

Saulgau: Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in schwerer Krankheit.

N.: Dank der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung und Hilfe in einem Anliegen. . . . Markt für ein Heidenkind.

O.: Missionsalmosen als Dank und Bitte um weitere Hilfe.

H.: Für erlangte Hilfe im Stall.

Bornheim: Öffentlichen und herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Franziskus, dem hl. Antonius, der hl. Mutter Anna, der hl. Monika, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, dem hl. Schutzengel und Namenspatron, den 14 hl. Nothelfern und den armen Seelen im Fegefeuer für gutes Fortkommen in dem Studium der Kinder und besonderer Hilfe in sehr schwie-

rem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

L. R. in München: Dank der hl. Maria von Lourdes, dem hl. Joseph und dem hl. Sebastian für Hilfe in schwerer Krankheit. Veröffentlichung war versprochen.

Köln: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und mehreren lb. Heiligen öffentlicher Dank für behaltene Arbeit.

Mülheim: Dank dem hl. Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Mariä, dem hl. Antonius von Padua für außerordentliche Hilfe in schwerer Krankheit und Bedrängnis.

R.: Anbei . . . Mark als Dank dem hl. Antonius für einen verlorenen Gegenstand, der durch seine Fürbitte wieder gefunden wurde.

Emsdetten: Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einer schweren Operation. Missionssalmen zu Ehren des hl. Joseph und Veröffentlichung waren versprochen. Zülpich: Ich hatte eine verquicke Geschäfts- und Steuerangelegenheit, mit der ich nicht fertig werden konnte. Ich nahm daher meine Zuflucht zum hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius von Padua und fand sehr bald, besser als ich erhoffte, Erledigung. Ich sage hiermit Dank und sende zur freien Verfügung . . . Mark. Veröffentlichung war versprochen.

Hammer: Dank der hl. Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Petrus Canisius und den armen Seelen für ihre Hilfe in einem großen Anliegen.

Malberg: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Himmelskönigin, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Wendelinus und der hl. Margaretha für Hilfe in zwei schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Hamburg: . . . Mark für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Fretten: Gabe für die gewünschte Novene erhalten. Gott vergelt's.

das Gebet um Befreiung von ihren Leiden zu erlangen.

Oberhausen: Um Regelung einer schweren Familienangelegenheit.

Balbe: Eine Wohltäterin bittet um die Gesundung ihres jüngsten Kindes.

Mülheim-Speldorf: Eine Abonneutin bittet dringend um das Gebet eines schwer Kranken.

N. N. Sauerland: Für eine schwer franke Mutter.

Um Hilfe bei der Renovation der Kirche.

Kamik: Um Hilfe in einem schweren Seelenleiden.

Zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Judas Thaddäus um Hilfe in einem großen Anliegen des Hauses.

Würzburg: In schwerer Krankheit.

Memento

Teuerting: Maria Truth. Pleystein: Anna Pflaum. Baronsweiler: Schweste Marc. Geismar: Cordula Fladung. Ochsenfurt: Michael Deppisch. Höchberg: Josefa Roth. Würzburg: Auguste Heinenröther. Bütthard: Daniel Kraus. Würzburg: Berta Bichtel. Schillersdorf: Franziska Winkler. Pawlow: M. Frank. Sommerfeld: Karl Lingl. Berlin: Paul Nowotny. Hinzendorf: Anna Märker. Gr. Schmogau: Maria Gans. Jaha: Margaretha Wallrich. Bescheid: Matthias Marr. Rulle: Elisabeth Housfeld. Wwe. Aachen: Joseph Bassen. Wissersheim: Hochw. H. Pfarrer Berger. Frechen: Frau Wwe. Lövenich. Heiligenwald: Frau Schwann.

Empfehlenswerte Bücher

Erdmutterlein ruft. Ein Bilderbuch für Kinder von sieben Jahren an und deren Erzieher. Text von Joseph Tratzmüller. Bilder von Andreas Untersberger. Gebunden RM 5.— Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer (Pädagogische Stiftung Cassianum) in Donauwörth.

Tratzmüllers Bilderbuch ist nicht bloß ein Geschenk-Bilderbuch, sondern es wird zu einem wohlbrauchbaren Element des ersten Unterrichts, worin die Kräfte des Kindes sachgemäß geschult werden, um dem Anschauungsunterricht und späteren Aufzahunterricht die Wege zu bereiten. Der Erwachsene wird vielfach erst durch das Kind inne werden, wie richtig der Verfasser die Kindesseele versteht und ihr die Wege zum rechten Erleben und klaren Empfinden weist.

„Nie und nimmer wieder Krieg!“ Von Pater Theophil Ohlmeier, D. F. M. 144 Seiten kart. RM 1.—; Ganzleinenband RM 1.50. Verlag Franz Borgmeyer, Hilbersheim.

Der Verfasser hält sich frei von phantastischer Friedenschwärmerei und überspannten Gefühlsäußerungen, er tritt uns als ruhiger, als nüchterner Philosoph entgegen, der die Welt und die Menschen nimmt, wie sie sind und mit allen Realitäten rechnet.

Gebetsempfehlungen

J. R.: Bitte ums Gebet der Vergizmeinnichtleser in einem schweren Familienanliegen. Gott vergelt's tausendsfach.

Geldern: Um die Gesundheit meiner Schwester.

Mittelhofen: Ein franzes Fräulein bittet ums Gebet zur Ehre der immerwährenden Hilfe Mariens und dem hl. Herzen Jesu.

Grefrath: Eine franke Witwe bittet um

Die von Snedenström. Roman von Marika Stjernstedt. Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Rhea Sternberg. (IV und 316 S.) Gebunden in Leinwand RM 5.20. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1926.

Marika Stjernstedt ist eine der populärsten Schriftstellerinnen in Schweden. Der Roman „Die von Snedenström“ schildert das tragische Geschick einer katholischen Familie im protestantischen Lande. Ein Familienroman, ein Diasporaroman — jedenfalls ein wertvolles, weltanschaulich überzeugendes und packendes Buch. Mutter. Allen, die ihre Mutter lieben. Von Hubert Jakob. 76 Seiten. Mit 5 ganzseitigen Einschaltbildern. Gebunden RM 3.20. Verlagsanstalt Benzinger & Co., Einsleben.

Den Kindern soll dieses Büchlein sagen, daß es in der Welt nichts Höheres und Schöneres für sie gibt als die Mutter, und daß sie darum wert ist aller Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe. Die schönen Illustrationen sind dem Text des Büchleins frisch angepaßt. Ein prächtiges Geschenk für die Frauенwelt.

Priester und Volk. Von Pater Cassian Karg, O. M. Cap. Doppelsändchen. 1. Auflage. 1.—10. Tausend. 95 Seiten. Kart. RM 0.75, auf Dünndruckpapier in biegafämem Leineneinband RM 2.—. Verlag der Schulbrüder, Aitrach-Willingen, Baden.

Dieses Büchlein hat eine wichtige Heitmission zu erfüllen. In einer Zeit, wo das Priestertum so bekämpft wird wie heutzutage, kann man gar nicht genug die Bedeutung des Priestertums hervorheben. — Pater Cassian Karg nimmt bereits durch die Herausgabe seiner Sammlung „In der Schule des Heilandes“ und des „Kleinen Geheimnisses“, welche schon in einer Gesamtausgabe von nahezu einer halben Million Verbreitung fanden, eine bedeutende Rolle in der Seelenführung ein.

Denksprüche der hl. Magdalena Sophie Barat. 2. Auflage. Preis RM 1.10. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Magdalena Sophie Barat war ein Kind des vorigen Jahrhunderts. Am 24. Mai 1925 wurde sie heiliggesprochen und damit uns allen als Vorbild gegeben. Die schlichte Sammlung erscheint nun in zweiter Auslage. Ihres Inhaltes tiefer Kern ist die Erfahrung einer im Lebenskampf ergrauten Heiligen, daß ohne übernatürliche, religiöse Kräfte nichts Dauerhaftes und wahrhaft Großes im Menschen erreicht werden kann.

„Kinder-Missionskalender 1928.“ 20. Jahrgang. Herausgegeben von der St. Peter Claver-Sodalität. 64 Seiten Kleinostav mit einer farbigen Bilderseite. Preis 40 Groschen. Verlag der Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Im Herzen der Jugend Liebe und tätige Teilnahme für das Missionswerk zu wecken, das ist der Zweck des mit reichem Bilderschmuck ausgestatteten Kalenders.

Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. Bisher 33 Bändchen. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Der Schwur des Huronenhäuptlings. Eine Erzählung aus der älteren Missionsgeschichte Kanadas von Anton Hunder, S. J. 9. Bändchen. Nach dem Englischen Mc. Sherrys bearbeitet. 17. und 18. Auflage. 39.—43. Tausend. (VI und 102 Seiten; 6 Bilder). Preis RM 0.80; gebunden in Halbfeinwand RM 1.10. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1927.

Die heilige Taufe. Taufe eines Kindes nach dem Römischen Rituale. (Liturgische Volksbüchlein. Herausgegeben von der Abtei Maria Laach. 1. Heft. 2. verbesserte Ausgabe. 9.—12. Tausend.

(VI und 24 Seiten). Kartoniert RM 0.50. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1927.

Das Büchlein bietet die Möglichkeit, im Anschluß an die Liturgie der Kirche die Taufe selbst und das durch sie geschenkte Gnadenleben in ihrer grundlegenden Heilsbedeutung neu zu erfassen und schätzen zu lernen.

Die Ignatianischen Exerzitien. Anleitung zum Verständnis und zum Gebrauch des Exerzitiensbuches für Priester und Laien. Von Stadtspfarer Karl Wild. Feine Ausstattung. 300 Seiten. Preis gebunden RM 3.— Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf am Rhein.

Der Verfasser hat das, was im Exerzitiensbuch verstreut angegeben ist, für den unmittelbaren praktischen Gebrauch, auch bei Exerzitien, klar zusammenge stellt. Wertvoll ist die Hineinarbeitung vieler Stellen aus der Nachfolge Christi. Möchten doch die reichen Schätze des Exerzitiensbuches für Askese, Seelenführung und Seelsorge immer mehr gehoben werden!

Reimrichl. Eines Volksdichters Leben und Schaffen. 135 Seiten. Preis eleg. in Leinen gebunden RM 2.50, kartoniert RM 1.50. Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck.

Hunderttausende kennen Reimrichl aus seinen prächtigen Erzählungsbüchern. Sie wissen aber nicht, wie er ausschaut, wie seine Lebensschicksale waren, wie und wo er arbeitet, wirkt und lebt. Auf alle diese Fragen gibt das Gedächtnisbuch Antwort, daß die Verlagsanstalt Tyrolia, in der alle Werke des Dichters erschienen sind, ihm zu seinem 80. Geburtstag (28. Mai) gewidmet.

Meines Manuale der vollkommenen Andacht zu Maria nach dem seligen Ludwig Maria Grignon von Montfort. Von C. von Andrian-Werburg. XVI und 272 Seiten, zweifarbig gedruckt und in Rotschnitt gebunden. Preis RM 3.—; in Leinenband mit Rotschnitt RM 4.—; in Ganzleder mit Goldschnitt RM 7.—. Salesianer-Verlag, München 7.

Vorliegendes „Kleine Manuale“ hat den Zweck, in das Verständnis der kostbaren Schriften des seligen Grignon von Montfort einzuführen und jenen, welche die vollkommene Andacht zu Maria üben wollen, einen kurzen Leitfaden in die Hand zu geben.

Unser Heimgarten. Ein Mädchenbuch von Magdalena Alantis. Mit 8 Kunstdruckseiten und 2 Bildern in Vierfarbendruck. In Halbleinen elegant gebunden, mit vierfarbigem Schuhumschlag. 240 Seiten. Preis RM 4.50. Marianischer Verlag, Innsbruck, Maximilianstraße 9.

Der Seelenadel der Götteskindschaft. Von Pater Fr. R. Gölles, S. C. 72 Seiten. Kartoniert RM 0.50. Verlag des Missionshauses Sittard, Post Wehr, Bezirk Aachen.

Ein herrliches Büchlein vom großen Glück der Gottessucher. Dieses Büchlein eignet sich vorzüglich für die geistliche Lektüre. Es wird sich sowohl durch die Originalität seiner Gedankenfassung, als auch durch die schlichte vornehme äußere Aufmachung viele Freunde erwerben.

Jugendsport im Afrikanischen Urwald. Von Pater Jos. Frähle, S. C. 84 Seiten. Gebunden in Roseline RM 1.50. Verlag des Missionshauses Sittard, Post Wehr, Bezirk Aachen.

Das neueste Werk auf dem Gebiete der Missionsschriften. Der bekannte Verfasser wendet sich in diesem Buche an die Jugend und schildert in seiner fernigen Sprache wie die Afrikanische Jugend durch Spiel und Sport zu körperlicher Erkräftigung und Charakterfestigkeit sich erzieht. Das ist das Ziel auch unserer Jugendbestrebungen und unsere Jugend kann von der schwarzen Jugend Africas in dieser Beziehung viel lernen. „Zweck des Afrikanischen Sports“, „Sport im Urwald“, sind einige Kapitel, die mit besonderem Interesse gelesen werden.

Der Schleuderer und andere Knabengeschichten.
Von Maria Homscheid. Mit einem Geleitwort
von Johannes Mummbauer und 5 Bildern von
Rolf Winkler. 2. und 3. Auflage. (8.—9. Tau-
send. X und 148 S.) Gebunden in Leinwand
RM. 3.60. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.
1926.

Knabengeschichten! Ja, echte Knabengeschichten,
nämlich solche, die blühende Augen und rote

Ohren schaffen, will bedeuten: „seine“ Erzäh-
lungen! Ich bin der Schriftstellerin einmal im
Leben begegnet und wünsche ihr noch einmal zu
begegnen, um ihr für dieses Büchlein zu danken.
Pater D. G.

Alle Bücher aller Verlage können
bezogen werden durch den
St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bav.)

Laienbrüder

Der Herr ruft dich Süngling, weg
vom Pflug, weg von der Werkstatt
in seinen hl. Ordensstand. Groß ist
die Aufgabe der Laienbrüder sowohl
im Kloster wie in der Mission. Hier
sollen sie durch Gebet und Selbst-
zucht, durch Gehorsam und Fleiß sich
ausbilden für ihren schweren aber
auch schönen Beruf. Sie sollen sich
im Handwerk gründlich ausbilden,
um später fruchtbringend anderen
Meister und Führer in Erlernung
eines Handwerkes zu werden. Gott
ruft auch dich, folge seinem Ruf!

Anmeldungen sind zu richten an:
**Hochw. P. Provinzial
Reimlingen, (bayer. Schwaben)**

Studenten

Im Heidenlande als Missionar mit-
zu arbeiten am göttlichen Werke der
Seelenrettung ist der Wunsch gar
manchen, braven Sünglings. Solchen
braven Sünglingen, die durch die
Zeitverhältnisse ihrem Wunsche nicht
gleich folgen konnten, ist in unserem
Missionsseminar Gelegenheit gege-
ben, sich zu einem tüchtigen Missions-
priester auszubilden. Aufnahme fin-
den nur talentierte, gesunde Süng-
linge von 14 bis 25 Jahren. Schul-
beginn am 1. Mai.

Anmeldungen sind zu richten an:
**Hochw. P. Direktor
Missionsseminar St. Joseph
Reimlingen, (bayer. Schwaben)**

Armenseelenfreund

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen von einem Priester der
Mariannhiller Mission

Preis: Rotschnitt Mf. 1.50; Goldschnitt Mf. 2.25

Nur allzuleicht vergessen wir, daß wir bei Gott außer den Heiligen noch sehr
viele Fürsprecher haben, nämlich die armen Seelen. Je mehr wir für diese tun,
um so mehr werden sie für uns an Gottes Gnadenstuhl ihre Fürsprache ein-
legen. Hier gilt auch der Satz: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder ges-
tan, das habt ihr mir getan!“ und der Heiland wird uns reichlich vergelten
was wir für die armen Seelen tun. Aber nicht nur im November sollen wir
ihrer gedenken sondern auch ganz besonders während der Fastenzeit. In dieser
Zeit wollen wir unser Gebet den armen Seelen als Fastenalmosen zukommen
lassen, ganz besonders jenen Seelen, deren niemand mehr gedenkt. Und wie
vielen gilt das Wort: „Aus dem Auge, aus dem Sinn.“ Niemand betet für
so viele Seelen, so wollen wir es wenigstens tun und da gibt uns der Armen-
seelenfreund die Anleitung. Deshalb sollte das Buch weit verbreitet werden.

Zu beziehen vom St. Josephs-Verlag oder den Vertretungen

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet
Verantwortl. Redakteur P. D. Sauerland, Missionshaus St. Paul, Walbeck Rhld.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bahr.-Schw.